

Beiträge zur europäischen Gegenwart

NEUE DEUTSCHE HEFTE

BERTELSMANN

Inhalt u. a.:

Karl Hans Böhner, Das bildhauerische Fragment
Hans Fechter, Wie wir Canarias aus Spanien
holten • **Hilde Herrmann**, Große deutsche Familien VI, Die Scheiblers • **Hans Egon Holthusen**,
Alex, der Schelm • **Hans Kudsus**, Kleine Einfälle • **Paul La Cour**, Mache dich nicht der Furcht
schuldig! • **Josef Pieper**, Die Lernenden • **Hermann Pongs**, Hemingway und die Einfalt als
Grundwert der Dichtung • **Ernst Walter Schmidt**,
Hiob, Jung und Bultmann • **Georg von der Vring**,
Gedichte • **Friedrich Winkler**, Michel Siffow aus
Reval

HERAUSGEBER: PAUL FECHTER
UND JOACHIM GÜNTHER

HEFT **9** DEZ. 1954

Verlagsort Gütersloh

V O R A N Z E I G E

In der Reihe „Das Kleine Buch“ erscheint am 15. Januar 1955

Karla Höcker

Sinfonische Reise

Konzerte, Gespräche, Fahrten mit Wilhelm Furtwängler und den Berliner Philharmonikern. Nr. 72. 72 Seiten mit 8 Fotos. Gebunden 2.20 DM

Karla Höcker, Jahre hindurch Bratschistin im Bruinier-Quartett, plaudert inhaltsreich von ihrem Erlebnis einer Tournee durch Musikzentren Europas mit den Berliner Philharmonikern unter Wilhelm Furtwängler. Aus mancherlei Betrachtungen, Begegnungen und persönlichen Gesprächen mit ihm fügt sich das Bild eines der großen Dirigenten des europäischen Kulturkreises. Die bestürzende Intensität und Magie des Außerordentlichen eines künstlerischen Menschen und sehr menschlichen Künstlers fesseln: Etwa ein bedeutsames Gespräch über Beethoven, Furtwänglers Gedanken über das Dirigieren und amüsante Beobachtungen über das Verhalten des Konzertpublikums der verschiedenen Nationalitäten. Blitzlichter aus Furtwänglers Jugend und Werdegang, das persönliche Erlebnis einer Generalprobe wechseln mit Notizen am Rande: Vorbereitungen, Instrumentenpflege, Programm, das anstrengende Reisen selbst, Tageslauf der Orchestermmitglieder, nicht zuletzt Schilderungen von Milieu und Beifallstürmen in der Mailänder Scala, in Florenz, Stockholm, Paris und Berlin selbst, was wiederum Anlaß gibt, von den bescheidenen Anfängen des ruhmreichen Orchesters vor Kellnern und bürgerlichen Biertischen, aber auch von der Dirigierkunst eines Bülow und Nikisch humorvoll zu plaudern. In jedem wohlgefügteten Satz fühlt sich der Musikfreund von einer Atmosphäre umfassen, die ihm die Lektüre zu einem intensiven Erlebnis werden läßt.

Zu haben in Ihrer Buchhandlung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Beiträge zur europäischen Gegenwart

Herausgegeben

von Paul Fechter und Joachim Günther

Dezember 1954

C. BERTELSMANN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Paul Fechter und Joachim Günther

HEFT 9 — DEZEMBER 1954

Hans Egon Holthusen, Alex, der Schelm. Ein Fragment	643
Georg von der Vring, Gedichte	649
Hans Kudsus, Kleine Einfälle	652
Josef Pieper, Die Lernenden	654
Paul La Cour, Mache dich nicht der Furcht schuldig!	660
Ein Wort Anselms von Canterbury	668
Friedrich Winkler, Michel Sittow aus Reval	669
Karl Hans Bühner, Das bildhauerische Fragment	672
Hilde Herrmann, Große deutsche Familien VI, Die Scheiblers	677
Hans Fechter, Wie wir Canaris aus Spanien holten	689
Franziska Schrenbach, Die junge Mutter	698

BLICK IN DIE ZEIT

Ernst Walter Schmidt, Hiob, Jung und Bultmann	699
Hermann Pongs, Hemingway und die Einfalt als Grundwert der Dichtung	706
Jean Lamy, Erzählende Prosa der kommunistischen Welt außerhalb Ostdeutschlands	711
nn, Aus englischen Zeitschriften	715
Beda Prilipp, Die Inderin heute	716

SCHWARZES BRETT

Notizen	720
---------------	-----

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,— DM; einzeln 3,50 DM.
Schriftleitung: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird
keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt
werden. Umschlag S. Kortemeier, Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH., Gütersloh.

Alle Rechte vorbehalten.

Alex, der Schelm

Ein Fragment

Immer wenn Alex von seinen außerplanmäßigen Versorgungsfahrten zurückkehrte, gab es Überraschungen für die Kompanie. Gänse und Hühner, Speckseiten und Schmalztöpfe waren das übliche. Manchmal brachte er einen Eimer voll großer, tiefender, waffelartiger Honigwaben, die er unter dem Schutze von Gasmaske und Mückenschleier geraubt hatte, manchmal fiel es ihm ein, durch nachlässiges Fahren eine kleine Notschlachtung zu erzwingen, um die Küche mit frischem Kalbfleisch zu beliefern. Als das Korps in großer Hast über den Pruth zurückging und die Kettenhunde von der Geheimen Feldpolizei schon mit entblößten Pistolen an den Brücken standen, um die Verkehrsverstopfungen ein bißchen zu dramatisieren – es war nach einem sechzigstündigen Marsch, und die meisten waren vollkommen erledigt, als sie es endlich geschafft hatten, käsig und porös die Gesichter unter den drei Tage alten Bartstoppeln und von breiten Schmutzstreifen gezeichnet wie ein Flußufer nach dem Hochwasser, jeder hatte zwischen Knie und Magen ein wundes Vorgefühl für den gottgewollten Zusammenhang zwischen Brücke und Schlachtfliegerbesuch –, blieb nur Alex Herr der Lage. Er ließ jeden, der es eilig hatte, durch Gewühl und Gebrüll und dumpfe Angst an das westliche Ufer zu gelangen, höflich vorfahren, er legte ein so unglaublich rücksichtsvolles und feinfühliges Benehmen an den Tag, daß er unter normalen Umständen sicherlich aufgefallen, vielleicht sogar verhaftet worden wäre. Wo hatte er seine Augen? Er hatte sie bei einem stattlichen, an die zwanzig Waggons starken Verpflegungszug, der dreihundert Meter weiter nördlich über die letzte unversehrte Eisenbahnbrücke in aller Ruhe nach Osten geschoben wurde, obwohl drüben niemand mehr zu verpflegen war. Der Intendant wurde allgemein für geisteskrank gehalten, aber er hatte seinen Befehl und behauptete, über die Lage nicht informiert zu sein. Niemand hatte Zeit, ihm die notwendigen Unterlagen zu verschaffen oder sich überhaupt um ihn zu kümmern, nur Alex steckte den Kopf unter die Motorhaube seines Opel-Blitz und fingerte so lange an der Lichtleitung herum, bis der Intendant nicht mehr zurückkonnte. Erst als hinter einer ausgestorbenen Häuserzeile auf der Höhe des östlichen Flußufers die ersten Panzergranaten einschlugen – der Intendant hielt sie immer noch für Fehlzündungen deutscher Lkw –, schob Alex sich mit seinem Fahrzeug ganz dicht an einen Waggon mit der Aufschrift „Reichsbahndirektion Breslau“ heran und zerschob mit seiner russischen Maschinenpistole die Plombierung. Zehn Minuten später begann man den Verpflegungszug zu sprengen, kurz darauf flog auch die Straßenbrücke in die Luft. Alex beobachtete beides von einem günstig gelegenen Punkte westlich des Pruth aus mit einer gewissen Heiterkeit. Zehn Minuten sind eine lange Zeit für einen Mann, der weiß, was er will. Fünfzigtausend Zigaretten, zwei Ballons Schnaps und eine Kiste Hennessy waren die offizielle Beute dieses Tages. Natürlich war es in Wirklichkeit noch etwas mehr, was er auf diese Weise vor der Vernichtung bewahrt hatte. Jeder wußte es, aber niemand kam auf den Gedanken, sich deswegen das Maul zu zerreißen und sich bei Alex unbeliebt zu machen.

Seine Geschichten waren bei hoch und niedrig außerordentlich geschätzt. Sie wurden sogar beim Korpsstab weitererzählt, wenn die Herren sich einen gemütlichen Abend machten, und selbst der General verlangte nach ihnen, wenn die Divisionskommandeure mit ihren schauderhaften Abendmeldungen seine Magennerven in Unordnung brachten. Diese Geschichten waren wie Delikatessen in dem ewigen Einerlei des dienstlichen und außerdienstlichen Geredes, das einem täglich sechzehn Stunden lang in den Ohren lag. Sie waren eigentlich noch besser als die Anekdoten des Grafen Roderich Hattenbach, der als einziger ernsthafter Konkurrent in Betracht kam. Hattenbach prahlte, wenn er betrunken war, gerne immer wieder damit, daß er seinerzeit mit dem Prinzen von Wales in London und Kitzbühel Bruderschaft geschlossen hatte, im ganzen etwa sechs- bis achtmal. Er wollte in Paris mit einer berühmten Negertänzerin geschlafen und mit einer Wiener Schauspielerin drei Sommer lang auf einer Insel in der Adria gelebt haben. In Wimbledon und Derby, in Riem und Auteuil war er zu Hause gewesen, seinerzeit, das hieß: „ehbevor dieser Hanswurst nach Wien gekommen ist“, also vor 1938. Jetzt war er Obergefreiter und Kraftfahrer beim Stabswachtmeister Oberarzbacher und lungerte den ganzen Tag in einem schmierigen Drillich zwischen Küchenwagen und Schreibstube herum, wenn er nicht in der Funkmeisterei war und cercle hielt. Er fing meistens schon vormittags an zu trinken, saß auf einer dreckverkrusteten FF-Kabeltrommel, das Glas neben sich auf dem Boden, ein langes, schlankes, kannelliertes Glas, das einen Viertelliter Tokaier enthielt, drückte seine Zigaretten auf einer ausgedienten Autobatterie aus und ließ die Stummel in einem silbernen Etui mit Grafenkrone verschwinden. Sein hübsches, lasterhaftes Gesicht mit der leicht aufgeworfenen Nase und den glänzenden, heißen, hetzenden Augen konnte einen schwindlig machen, man dachte an Kronleuchter, die sich drehen, an schwankende Schiffsböden, die sich von Europa, dem Kontinent einer stupiden, starrsinnigen, unaufhörlichen Verzweiflung, ganz mühelos entfernten, und der blaßblaue Pußthimmel verwandelte sich vor lauter Durst in einen freien, salzigen, duftenden Himmel über dem Meer. Sein alkoholisch kollender, prahlerischer Baß rüttelte an den Grundfesten der dienstlichen Welt. Bis zum Mittagessen gab er einen detaillierten Überblick über die militärische Lage, er tobte, er donnerte, er lachte, er schwelgte in Ausdrücken einer schwärmerischen Verachtung, und wenn man ihm glauben wollte, so gab es im Führerhauptquartier nur Hundsfötter, Gauner und Hausmeistervisagen. Die Verdienste eines gewissen Lucas Hattenbach wurden gerühmt, der war kaiserlicher Obrist unter Tilly gewesen, vor mehr als dreihundert Jahren, und hatte einen berühmt schönen Übergang über die Elbe bewerkstelligt, als es gegen Magdeburg ging, und heutzutage mußte man es mitansehen, wie ein hergelaufener Anstreicher mit seinen verdammten Frontbegradigungen die ganze großdeutsche Wehrmacht systematisch zur Sau machte, es war zum Kotzen. Dann kam wieder, wie üblich, das „Unternehmen Seelöwe“ zur Sprache, diese hochamüsante „Äppelkahn-Offensive“, die im Spätsommer 40 gegen England vorbereitet wurde, aber der olle Churchill mit seinen paar Hanseln von der Royal Air Force hatte uns was geblasen, und Hattenbach erzählte, wie sie damals alle bei Le Touquet mit aufgekrempeelten Unterhosen im flachen Seewasser gestanden und „Leitungsbau im feindlichen Feuer“ geübt hatten, und wie er dann abends in der

Tahiti-Bar in Lille mit dem Mixer Pierre zusammen einen neuen, sehr trockenen Martini mit Zitrone kreiert und auf den Namen „Seelöwe“ getauft hatte. Ja, und auch Odette, die junge Besitzerin des Estaminets „Chez Odette“, wurde wieder ausgegraben, und diesmal waren seine Erlebnisse mit ihr ganz andere als das letztemal. Diesmal war er fast vier Wochen lang in einer verlassenen Wohnung des Stadtteils La Madeleine mit ihr zusammen gewesen, meist bei heruntergelassenen Jalousien, und er war nur einmal täglich bei der Kompanie zum Appell erschienen, mittags um zwei Uhr, wenn die Wachen eingeteilt und die Verpflegungszulagen ausgegeben wurden, es war ja damals die berühmte Schokoladenzeit, und man wußte schlechterdings nicht wohin mit den vielen Kekszuteilungen und den sauren Drops und den angeschimmelten Orangen, und kein Mensch wollte in Urlaub fahren. Ja, und eines Nachts hatte er dann diese verdammte kleine Nutte, die wie eine Käthe-Kruse-Puppe aussah, in Morgenrock und Pelzpantoffeln auf dem Hof herumhuschen und hinter seinem Kübelwagen verschwinden sehen. Es war das schöne und ewig beklagenswerte Kfz 15, das er fast drei Jahre lang gefahren hatte, die meisten hatten es noch genau vor Augen, denn niemand konnte sein Ende am Ortsausgang von Bjachtejewka, Winter 42 an der Donfront, vergessen: eine gebrochene Kardanwelle mitten im eiligsten Rückzug, eine geballte Ladung und dann, durch einen Kurzschluß im Boschhorn, der lange, gleichmäßige Todeschrei einer brennenden Maschine, der noch hinter ihnen herheulte, als sie schon jenseits der nächsten Bodenwelle verschwunden waren.

Odette also, um darauf zurückzukommen, hockte drunten im Hof und hatte eine Art Marmeladeneimer bei sich, und plötzlich hatte der Graf in all seiner Besoffenheit begriffen, warum der Schlitten neuerdings so wahnsinnig viel Benzin schluckte. Man war eben immer noch nicht mißtrauisch genug gegen die Weiber, und da hatte er nun also in seiner Gutmütigkeit sage und schreibe fünf bis sechs Kanister Sprit verrammelt, ohne es zu wissen, und die hatte dann ein gewisser Jean, ein Stiefbruder oder Schwager oder Onkel von Odette, was weiß ich, bei Roubaix über die belgische Grenze geschmuggelt.

Hattenbach war ein geborener Verführer, und er erzählte wie ein Verführer, sein versoffener Baß rollte wie eine Brandung, mit prahlerischen, effektvollen Schaumkronen der Verachtung und Empörung, die aber stets sofort wieder in ein orgiastisches Gelächter zerliefen. Man wurde sonderbar leichtsinnig und durstig, wenn man ihm zuhörte, und spürte ein feuriges Geriesel unter der Haut. Besonders das Vermittlungspersonal und die Leute vom Fernschreiber schätzten ihn und luden ihn oft zu sich ein, auch die vielen Intellektuellen von der Funkkompanie. Auch Gottfried Schröder, Unteroffizier z. b. V., von dem niemand recht wußte, was er tat, manche behaupteten, er sei die rechte Hand des Chefs, manche sagten, der Chef hasse ihn und wolle ihn zugrunde richten, auch Schröder wurde oft mit Hattenbach zusammen gesehen. Aber der Graf war natürlich ein Angeber, und seine Geschichten konnten einem auf die Nerven gehen, wenn man sie erst einmal in drei verschiedenen Fassungen gehört hatte, und es gab welche, die sagten, alle seine Heldentaten seien Schwindel und von A bis Z erfunden.

Alex war ein ganz anderes Kaliber. Alex hielt sich nur selten im Stabsbereich auf und trieb sich nicht halbe Tage in der Funkmeisterei herum, um Erinnerungen auszukramen. Wenn er von einem seiner Streifzüge zurückkam,

mit fauchendem Motor und jaulenden Reifen, und plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, wieder vor der Schreibstube stand, dann verzog der Spieß vor Nervosität und Ärger das Gesicht, wagte aber nie etwas zu sagen, denn Alex hatte mächtige Freunde. Es schien etwas wie eine Druckwelle von Übermut und Schrecken von ihm auszugehen, wenn er die Dorfstraße heraufkam, immer reichlich bewaffnet, mit sehr schnellen, spähenden Augen, die sich zu schußfertigen Sehschlitzen verengen konnten, und mit viel Witz und List in den dichten, gewölbten Brauen und um die Nasenflügel herum, und darunter war ein massiver, räuberischer Mund, in den Zähnen blinkte an zwei Stellen ein Stückchen graues Metall, und an der Oberlippe klebte die ewige Zigarette. Es gab Zonen, in denen die Gemütlichkeit aufhörte, und in diesen bewegte sich Alex. Es wurde behauptet, er trüge Tag und Nacht ein paar Eierhandgranaten in den Hosentaschen, und diejenigen, die ihn schon auf seinen Fahrten begleitet hatten, erzählten, daß er mit allem, was länglich war, zu schießen verstünde, Ofenrohre und Zaunlatten nicht ausgenommen, und daß er alles, was sich im Gelände bewegte, zunächst einmal als MG-Ziel betrachte. Es interessierten ihn überhaupt nur bewegliche Ziele, alles was tot war, ließ ihn kalt. Es hatte seiner Meinung nach gar keinen Sinn, sich mit Toten zu beschäftigen. Soweit man es sich vorstellen konnte, war das Sterben eine ganz plausible Angelegenheit. Man wurde aus der Kurve geschleudert, und dann begann der Körper aufdringlich zu werden, es zeigten sich gewisse Mangelerscheinungen und Übertreibungen, wie wenn einem Daumenschrauben angesetzt und langsam angezogen würden, und die Übelkeit und das Wehtun breiteten sich unaufhaltsam über den ganzen Kadaver aus. Man wartete auf den Volltreffer, und der mußte dann früher oder später auch kommen, aber wie man sich dabei fühlte, das war beim besten Willen nicht zu erfahren, denn wer es hinter sich hatte, der sagte nichts mehr. Es gab so etwas wie eine schwarze undurchlässige Isolierschicht zwischen Lebendigen und Toten, und dagegen konnte man nicht andanken. Es kam alles darauf an, in der Kurve zu bleiben, und bisher hatte er die Kurve immer noch gekriegt, und der Haufen als Ganzes hatte sie immer noch gekriegt, es waren gewiß nicht mehr dieselben 180 Mann wie am Anfang, wie noch bei Mogilew, als er in deutsche Gefangenschaft geriet. Es waren von den Alten vielleicht noch fünfzig oder sechzig Leute da, der Spieß und der Troß und das ganze Verwaltungsgerüst der Kompanie und zwei oder drei Trupps. Die anderen waren im Laufe der Zeit verschwunden, die meisten erst kürzlich bei dem großen Verhau in Rumänien im August.

Alex hatte eine eigensinnige Vorliebe für russische Waffen. Das deutsche MG 42, dessen geistvolle Erfindung man einem Spielzeugfabrikanten verdankte, betrachtete er mit unverblümter Geringschätzung, das komplizierte Gestänge der deutschen Maschinenpistole (eine „ganz hysterische Apparatur“ hatte Schröder sie einmal genannt) lehnte er einfach ab. Wie viele friedfertige Zahlmeister und technische Inspektoren hatten sich schon beim Aussteigen aus dem geschlossenen Pkw damit in den Bauch geschossen, gleich fünf, sechs Patronen auf einmal! Alex schleppte Beutewaffen heran, soviel er konnte, und nach und nach beschenkte er alle Truppführer und Wachtmeister, die es seiner Meinung nach verdienten, mit russischen MP. Diese Dinger waren robust und primitiv, bestanden eigentlich nur aus einem Holzklotz, einem

kurzen Lauf und einer Munitionstrommel, aber sie schossen mit einer hinreißenden Präzision und Geschwindigkeit, und wenn man sie unter einen rollenden Panzer schmiß, konnte man sie hinterher, das versicherte Alex, wieder aufheben und ohne Ladehemmung weiterfeuern.

Eines Tages – es war am Anfang seiner großen Zeit, Herbst 41, als südlich der Rollbahn Wjasma-Mohaisk die Partisanenwirtschaft aufkam –, brachte er sechs russische Schnellfeuergewehre mit, ausgesucht schöne Stücke, und als Dreingabe noch sechs unrasierte, aber frischgebadete Mannsbilder, die ehemaligen Besitzer der Gewehre. Seine Auskünfte, was die Herkunft dieser Leute betraf, waren mehr als dürftig, aber abends gab es überall, wo mehrere zusammensaßen, im Revier, bei der Küche, in der Schreibstube, Unterrichtete und Ahnungslose, es gab geübte Geschichtenerzähler und dankbare Zuhörer, und bis Mitternacht hatte das kleine Abenteuer seinen festgelegten Verlauf:

Alex ist also mit Sergej zusammen auf Jagd gegangen, beide in knielange, zottige Bauernpelze verpackt und mit versteckten Waffen, Sergej ein hagerer älterer Bauer aus Tuchanowo, ein Mensch mit einem trügerisch blöden Gesichtsausdruck, dem die Bolschewiken irgend etwas Unverwindbares angetan haben, was einen seiner Söhne betrifft. In den Dörfern finden sie überall die rückhaltloseste Gastfreundschaft und Teilnahme der Weiber, sie sagen etwas allgemeingültig Trauriges über den Krieg, stöhnen über den verfluchten Smolensker Bezirk, das schlechte Wasser, das magere Vieh und schwärmen für die Gegend von Tambow, wo Vater und Schwester, Weib und Kind auf sie warten. In Potschinitschino beobachten sie ein halbes Dutzend versprengter Rotarmisten, die es sich in den Kopf gesetzt haben, die Banja zu heizen und im Wasserdampf zu baden. Sergej muß ihre Bekanntschaft machen und mit ihnen reden, er muß mit ihnen hinein und sich befehlen lassen, Wasser über die erhitzten Steine zu gießen, und sie mit Seufzen, Fluchen und Spucken so lange unterhalten, bis Alex alle ihre im Windfang abgelegten Waffen nach draußen geworfen hat und den Kopf durch die Tür steckt und in den heißen Nebel hineinschreit, ob die Herren Towarischtschi nicht bald fertig seien, er müsse sich auch seinen Bauch waschen, seinen verdreckten. Und dann diese Gesichter, als sie einer nach dem andern splitternackt und in der behaglichsten und saubersten Verfassung vor eine höhnische Pistolenmündung hintreten und mit der Bemerkung: „Wenn du das Maul aufmachst, bist du fertig!“ empfangen werden! Die Kompanie war entzückt.

Ja, und dann die Sache mit den Filzstiefeln, das war drei Wochen später, der Haufen hatte inzwischen viele Kilometer weiter nordöstlich an der Moskwa Quartiere bezogen, in einem verlassenen sowjetischen Kindererholungsheim, das zur Zarenzeit ein fürstlicher Landsitz gewesen war, mit leeren Stallungen, die man in Schlafsäle verwandelt hatte, und einer ausgeräumten Gutskapelle, die als Garage erhalten mußte. Alex mußte weit fahren, um in sein altes Jagdrevier südlich Tuchanowo zu gelangen, dorthin, wo zwischen dem Machtbereich der eigenen Armee und dem des rechten Nachbarn ein weites, strichweise bewaldetes Niemandsland sich erstreckte, das von Partisanen kontrolliert wurde. Diese Gegend zog ihn unwiderstehlich an, hier fühlte er sich in seinem Element, und seine Begleiter erzählten, daß er mit der Sicherheit eines Wüschelrutengängers die unsichtbare Linie zu erspüren vermochte, die dem Schutzgebiet der eigenen Armee eine endgültige Grenze setzte. Er

sah es gewissen Schulhäusern von weitem an, ob in ihnen ein feindlicher Stab zu vermuten war, er zählte die Druckstellen im Heu, wo eine Gruppe Versprengter genächtigt hatte, er ließ sich nicht täuschen durch das verschlafene und gleichsam vorgeschichtliche Aussehen der Dörfer, die in Schnee und Elend dahingesunken waren, als ob seit Menschengedenken kein fremder Fuß sie betreten hätte. Er wußte, daß man auf die Entdeckung eines Geheimsenders gefaßt sein konnte, wenn man eine dieser mit Lumpen und zerschlissenen Schafpelzen verhängten Wohnhütten betrat, er konnte Wahrheit und Lüge unterscheiden, wenn ihm das Volk, Alte, Weiber und Kinder, mit Heulen und Lamentieren in den Ohren lag und mit wasserhellen Augen seinen Beistand anflehte. „Erpreßt haben sie uns, Herr, Kartoffeln haben sie uns genommen und Brot und sogar ein Kalb. Gospode, Gospode, nie waren solche Räuber, Herr, nie waren solche Banditen!“ Alex verteilte Zigaretten, Seife, Streichhölzer, aber er ließ sich nicht hinters Licht führen. Einer schwangeren Bäuerin, die ihm verdächtig war, schlug er mitten auf der Dorfstraße die Röcke hoch, und siehe da, der geschwollene Bauch entpuppte sich als ein getarntes Funkgerät, er riß ihr das Kopftuch herunter und hielt eine Wickelantenne in der Hand.

Immer wenn Alex die Grenze zum Niemandsland überschritt, nahm er die alte, im Fahrtwind erloschene Zigarette aus dem Munde und steckte sich eine neue an. Er ließ den Schlitten halten und alle Waffen zurechtlegen, auch ein halbes Dutzend Handgranaten, die er stets mit sich führte. Wenn er irgendwo Männer, denen man eine Waffe zutrauen konnte, Leute mit kahlgeschorenen Köpfen oder sowjetischen Feldmützen zwischen den Hütten der Bauern herumlungern sah, lachte er sie drohend an und zwang sie von ferne, ihre Gewehre und Pistolen niederzulegen. „Mach keinen Quatsch, Genosse!“ schrie er, „der Krieg ist aus für dich!“ oder einfach: „Ruki wjärch! – Hände hoch!“ Lachend und drohend und mit erhobener Waffe brach er das nervöse Schweigen, das Freund und Feind voneinander trennte, und meistens verstand er es, die tückische Sekunde des Zögerns zwischen den Parteien blitzschnell zu seinen Gunsten zu entscheiden. Doch wurden auch unzählige Geschosse auf ihn abgefeuert, aber das eine, das ihn hätte treffen können, war nicht darunter.

Damals also brachte er zwanzig Paar Filzstiefel in das Quartier an der Moskwa, acht trockene und zwölf feuchte Paare, und der Chef war überglücklich, denn einzelne Leute von den Bautrupps waren schon mit Erfrierungen ersten Grades an den Füßen ins Revier gekommen. Die Stiefel gehörten eigentlich dem Partisanenhäuptling Dimitrow, aber nun hatte er sie, und der Dimitrow sollte das nächste Mal früher aufstehn. Mehr war für den Augenblick nicht von ihm zu erfahren, und erst nach und nach wurde bekannt, was dahinter steckte, daß er nämlich die Stiefel schon längere Zeit im Auge gehabt hatte und daß er schon vor acht Tagen etwas abseits von Potschnitschino wie von ungefähr in die heimliche Werkstatt eines Schuhmachers hineingeraten war und die halbfertigen Filze entdeckt hatte. Sie waren keineswegs für den freien Handel bestimmt gewesen, das verstand sich von selbst, aber erst nach einer langen und geschickten Befragung hatte man aus dem mißtrauischen Alten herausgebracht, daß sie für den finsternen Kommissar der Sowchose „Maxim Gorki“ bestellt waren oder vielmehr für seine Leute und

am Elften abgeholt werden sollten. Nun, das traf sich in diesem Falle ganz prächtig, denn Alex kannte den Genossen Pawel Alexandrowitsch persönlich, ja er kannte ihn sogar sehr gut und war ihm durch gewisse gemeinsame Interessen verbunden, der Meister würde das schon verstehen. Der Alte hatte verstanden und es mit einem ausgelassenen Kichern quittiert, und so hatte man sich in einer Atmosphäre rückhaltloser Aufrichtigkeit getrennt.

Am Zehnten ist Alex wieder zur Stelle, findet aber die Werkstatt verschlossen und muß mit dem Gewehrkolben ein Fenster zertrümmern. Er entdeckt eine Anzahl eben fertiggestellter Stiefelpaare, die frisch und feucht an Stangen aufgehängt sind oder auf dem erkalteten Ofen stehen. Er nimmt sie an sich und verstaute sie auf seinem Schlitten unterm Stroh. Dann fährt er ins Dorf, fragt sich nach der Wohnhütte des Schuhmachers durch und überfällt den Alten mit einer herzlichen, aber atemlosen Begrüßung. Der Genosse Dimitrow habe ihn geschickt, flüstert er ihm zu, sie müßten schleunigst abrücken, die Deutschen hätten was gerochen, es sei äußerst dringend. Der Meister zittert vor Aufregung: „Am Elften, hat Pawel Alexandrowitsch gesagt“, jammert er, „am Elften, mein Söhnchen! Die Stiefel sind ja zum größten Teil noch feucht. Nur diese wenigen hier . . .“ – „So gib mir wenigstens die trockensten!“ – „Gut, gut!“ stöhnt der Alte, und Schweißtropfen treten auf seine Stirn, „da nimm sie, und Gott mit euch!“ So fährt denn Alex mit dem ganzen Vorrat davon, mit den trockensten und den feuchten, und nimmt die inständigsten Grüße und Wünsche für den Genossen Dimitrow mit auf den Weg.

Als er einige Wochen später, im Januar 42, wieder in die Gegend von Potschinitschino kommt, um Wolle aufzutreiben, macht er seinem Meister den dritten und letzten Besuch. Diesmal verzichtet er auf jede Verstellung und bedient sich eines sehr vereinfachten Verfahrens. Er erscheint in deutscher Uniform an der Seite eines anderen Deutschen und beschlagnahmt alle fertigen Paare, die er in der Werkstatt herumliegen sieht. Er stellt dem Alten zum Trost ein Fläschchen Wodka vor die Nase und überläßt ihn seinem stumpfsinnigen Entsetzen, das sich langsam, Schluck für Schluck, in ein Gefühl wehmütiger Ergebung in die unbegreiflichen Fügungen des Himmels verklären wird.

GEORG VON DER VRING

Ein Wind kommt auf

*Das Licht liegt auf den Bäumen, Licht,
Zehntausend Blätter schäumen Licht.*

*Ein Wind kommt auf in Zweigen, Wind,
Die Blätter all anzeigen Wind.*

*Sie gehn, am Zweig sich bauschend, mit,
Sie nehmen's Licht aufrauschend mit;*

*Wo nichts als Licht bezeugen wird,
Wie tief der Wind sie beugen wird.*

Antlitz der Geliebten

*Oh Freude, die mein Herz ergreift,
Weil unterm All dein Antlitz reift!
Es wirkt in sich, im Wandel still,
Erahnend, was der Plan ihm will.
Umflorte Stirn: Gedank ohn Wort –
Sie schweift aus Traum ins Klare fort.
Ein regsam Aug: Kastanienfrucht –
Sein Glanz, vorm Dunkel auf der Flucht.
Verhangne Schläfe: Goldenbell –
Dem vollen Strom des Haars die Schwell.
Bewegter Mund: Verschwiegnes Gut –
Zwiefalt, sich formend unterm Blut.
So drängend lebt's in dir, bis einst
Du als dein eigen Bild erscheinst.
Welch ganzes Antlitz, vorbedacht,
Hat dein Gehorsam dann vollbracht!*

An den Richter

*Noch denk ich, mein Richter, Du wirst mich nicht fragen!
Doch wenn Du mich fragtest,
Was könnt ich Dir sagen?*

*Ich war wie ein Laub, und Dein Sturmwind verblies mich –
Das wäre nur Ausflucht,
Ich werd es nicht sagen.*

*Kein kluger, kein redlicher Freund unterwies mich –
Das wär nicht die Wahrheit,
Ich werd es nicht sagen.*

*Was feind war, verblieb; was lieb war, verließ mich –
Das wäre mir Schmach,
Ich werd es nicht sagen.*

*Ich war wie ein Kind, und die Welt verstieß mich –
Das wäre wohl wahr;
Doch ich werd es nicht sagen.*

Lied, um den Winter auszuräuchern

*Rotes Blatt – Vorjahrsblatt
Flattert bei den Birken.
Roter Mund – junger Mund
Glänzt bei hellen Wangen.*

*Goldnes Feuer – Reisigfeuer
Flackert auf den Feldern.
Goldnes Haar – Frauenhaar
Weht am Pelz der Mütze.*

*Auch den andern, die sich freuen,
Wenn die Wälder sich erneuen,
Sing ich, wie's erklingen
In den Niederungen:*

*Rotes Blatt bei weißen Birken,
Roter Mund bei hellen Wangen –
Freude läßt sich nicht erwirken,
Wählt sie dich, sie kommt gegangen.*

*Goldnes Feuer hinter Sträuchern,
Um den Winter auszuräuchern.
Goldnes Haar am Pelz der Frauen,
Und der schönsten dein Vertrauen.*

Pappel am Haus

*Pappel am Haus im verfallenen Mond,
Die nachtblau hinaufstrebt Aststufe um -stufe,
Bis an der höchsten, nun schmalere Gabel
Die Wipfelschweife so zart sich den Sternrudeln
Hintum, daß niemand im Rieseln der Höhe
Erkennt, was Blatt, was schon Stern sei –*

*Also geheim vertauscht es uns selber,
Daß wir im Hier wie im Dort erscheinen:*

*Merk's an der Einfalt geöffneten Lächelns,
Fühl's am Allwissen verborgenen Weinens.*

Kleine Einfälle

Die Krankheit des gesunden Menschenverstandes ist seine Gesundheit.

Wer nur Verstand hat, versteht nichts, weder den andern noch sich selbst. Verstand ohne Herz ist leer, Herz ohne Verstand ist blind.

Jeder ohne Ausnahme lebt von dem, was ihm selbstverständlich ist. Was sich für uns von selbst versteht, pflegen wir nicht zu durchdenken. Deshalb gilt: non cogito, ergo sum. Liebe macht nicht blind, aber Blindheit macht Liebe zum Leben.

Wer „an nichts mehr glaubt“, darf dies nicht bekennen, denn wer spricht, glaubt an Verständigung.

Weisheit ist der Hirte der Geheimnisse, Klugheit der Jäger der Rätsel.

Über Wahrheiten diskutiert man, über Weisheiten sinnt man. Jenen gehört der Dialog, diesen der Monolog.

Der Weise entscheidet sich nicht zwischen Extremen, sondern ruht auf Extremen aus.

Ein Weiser inmitten einer Masse wird ein Taubstummer.

Dem Geist zur Macht verhelfen ist schwierig, der Macht zum Geist phantastisch.

Ein Politiker darf an Gott glauben, aber nie mit ihm rechnen. Ein Priester darf mit dem Staat rechnen, aber nie an ihn glauben.

Wenn der Klügere in der Politik nachgibt, begeht er nicht nur eine Dummheit, sondern ein Verbrechen.

Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Staaten. Einem Staat, der keinen „Staat“ macht, glaubt man nicht.

Wenn man hundert Theologen bilden muß, um einen Priester zu bekommen, muß man tausend Politiker züchten, um einen Staatsmann zu erhalten.

Im ehelichen Zwist zwischen Leben und Idee gibt der Klügere nach, – die Idee, und so bleibt das Leben dumm.

Besser als gut kann der Beste nicht sein.

Wer daran leidet, daß er leiden macht, bezeugt, daß nicht er es ist, der leiden macht.

Wenn das Gute sich des Bösen bedient, dient das Böse noch nicht dem Guten.

Haß macht böse, auch der Haß gegen das Böse.

Wenn der Leib reden könnte, würde der Geist verstummen aus Beschämung.

Wo wir die Nerven verlieren, gewinnen uns die Nerven.

Individuen lassen sich nur anschauen, nicht anhören; der Redende ist immer allgemein, die große Ausnahme hiervon ist einzig das Genie.

Wenn Gott nicht immer incognito reiste, gäbe es keine Theologie.

Der Mensch ist besser daran, als er glaubt, er hat nur das halbe Paradies verloren, denn er vermag zu schlafen.

Wenn der Böse Angstträume hat, träumt er vom Guten, wenn der Gute Angstträume hat, träumt er von sich selbst.

Der Mensch ist das einzige Wesen, das sich selbst nicht gewachsen ist.

Ob wir aus einer Not eine Tugend machen, oder aber einer Not mit Tugend begegnen, ist im Einzelfall oft nur äußerst schwer zu erkennen, obwohl jenes erniedrigt, dieses erhöht.

Die Sehnsucht jeder Nacht ist die Nachtigall.

Gelassen, gelassen! – Jeder Sturm ist unbezweifelbar nur bewegte Luft.

Sage mir erst, welche Opfer du brachtest, und ich sage dir, wieviel Kraft du hast.

Wer die Intimität des Lebens kennt, weiß: bedeutsamer als das wenige, was die Sonne an den Tag, ist das, was der Mond an die Nacht bringt.

Dilettanten des Guten sind noch keine Bösen.

Gefährlicher und verzeihlicher Irrtum Liebender: da sie sich gegenseitig beglücken, halten sie sich wechselseitig für gut.

Wenn Schlangen eine aufrechte Haltung einnehmen, wollen sie vernichten.

Wer in seinen Worten die Windstille ist, kann in seinem Schweigen ein Orkan sein.

Jeder Zwerg kann sich so ins Licht setzen, daß er den Schatten eines Riesen wirft.

In der Klage geht der Schmerz unter sein Niveau. Wer klagt, kann nur klagen, nicht leiden.

Liebe hat die beste Erinnerung, Haß das beste Gedächtnis.

Wir alle haben Kräfte, aber nur wenige die Kraft, von ihren Kräften Gebrauch zu machen.

Der Glückliche ist ein Individuum, der Unglückliche eine Person.

Wir hätten keine Angst vor unserem Ende, wenn wir unseren Anfang wüßten.

Alt werden heißt, sich selbst ertragen lernen.

Auch der Tod hat Angst, vor den Selbstmördern.

Sterben heißt, dem Leben unerträglich werden.

Hart aber unabänderlich: wer vom Schmerz erlöst sein will, will von der Erlösung erlöst sein.

Wir sterben nicht, weil wir altern, sondern wir altern, weil wir sterben.

Die Lernenden

Wer eigentlich waren, beim platonischen Symposion, die Teilnehmer? Schon die bloße Aufzählung nämlich ist etwas Aufregendes, oder vielmehr: sie war etwas Aufregendes für den zeitgenössischen Leser, dem jeder einzelne Name eine sehr genau profilierte menschliche Gestalt ins Gedächtnis rief. Daß Sokrates eine solche Gestalt ist und was sie bedeutet – das mag uns auch heute noch geläufig sein. Aber wer war schon Agathon? Agathon ist der Gastgeber des Kreises, den er in sein Haus geladen hat, um einen Sieg zu feiern, den Sieg des Dichters Agathon, dessen Tragödie im Wettstreit den Lorbeer errungen hat. Er ist ein Sophistenschüler, ein reicher, schöner, kluger Weltmann, ein etwas selbstgefälliger Beau, sehr empfindlich für die leisesten Schwankungen in der Wertschätzung des Publikums, sehr anfällig für den Applaus und seine Steigerungen und Minderungen; ein sehr „moderner“ Mensch im übrigen: er hat zum ersten Male für seine Dichtungen den Stoff erfunden. Übrigens hat Dante den Agathon rühmend neben Euripides genannt, in der Göttlichen Komödie, in der Hölle freilich, –

Dann ist da Aristophanes – von dem jeder griechische Platonleser wußte, daß in seinen Komödien sowohl Agathon wie auch vor allem Sokrates als lächerliche Figuren auf die Bühne gebracht waren. Und dieser Mann sitzt nun am gleichen Tisch mit seinen Opfern. Im Falle des Sokrates kann wirklich sehr präzis von „Opfer“ gesprochen werden: als Sokrates vor Gericht steht, da hat er es nicht nur mit der eben für diesen seinen Prozeß formulierten Anklage zu tun, sondern auch mit einer, wie er selbst sagt, viel gefährlicheren, die schon seit Jahren in Athen gegen ihn vorgebracht werde: „Ihr habt es ja selbst gesehen in der Komödie des Aristophanes – wie da ein völlig unsinniger Sokrates die schlechte Sache zur guten macht und so fort.“ – Aus dieser gleichen Komödie des Aristophanes, die also – in allem Ernst – den Tod, die Hinrichtung des Sokrates mitverschuldet hat – aus dieser gleichen Komödie zitiert, hier im Symposion, Alkibiades völlig unbefangen eine komische Kennzeichnung des Sokrates: „einherstolzierend wie ein Pfau und die Augen rollend – um deine allbekannten Worte, Aristophanes, zu gebrauchen“, so sei der Soldat Sokrates auf dem Schlachtfeld von Delion zu sehen gewesen.

Alkibiades ist es, der davon spricht – auch er eine äußerst scharf konturierte Figur in diesem Kreise: ein Mann des Unheils in den Augen jedes Patrioten, ein zynischer Machthaber, ohne ethische Hemmungen, haltlos dem Beifall der Masse verfallen, die er seinerseits demagogisch zu entzünden versteht. Auch er also, Alkibiades, spricht auf seine Weise, auf die Weise des Trunkenen, über den Eros – nach allen anderen, nach Phaidros, Pausanias, Eryximachos, Aristophanes, Agathon, Sokrates – von denen jeder, durch den ganz besonderen Klang seiner Stimme, dem Gesagten die unverwechselbar besondere Musik gibt, wie sie eben einer wirklichen vox humana eigentümlich ist. –

Aber ich wollte eigentlich jetzt nicht von denen sprechen, die redend, mit einem eigenen Beitrag, am Symposion teilnehmen. Es sind da auch noch

stumme, aber darum nicht weniger wache und wichtige Teilnehmer, vor allem ein noch ganz junger, Aristodem mit Namen. Was freilich das Wachsein betrifft, so ist dies nicht gerade seine Stärke; es ist schließlich ein Nacht-Gespräch, und es wird viel getrunken – so kann sich der Junge des Schlafes nicht erwehren, und für Stunden scheidet er so aus dem Kreise, selbst als bloß Zuhörender, aus. Dennoch scheint mir dieser Aristodem eine Figur zu sein, die für Platon etwas Besonderes bedeutet – und wenn für Platon, dann auch für uns (die wir der Meinung sind, das platonische Werk gehöre zum Bestand der Weisheitsüberlieferung). Aristodem ist einer von den Jünglingen um Sokrates; einer, der dem Meister damals wohl am überschwenglichsten ergeben gewesen sei, wie gesagt wird. Diese Überschwenglichkeit, diese unkritische Verehrung wird von Platon in einer Weise geschildert, die man schonungslos nennen möchte: wie dieser barfüßige Nachläufer – barfüßig, weil Sokrates ohne Sandalen zu gehen pflegt! – wie dieses anhängliche Hündlein von Sokrates unterwegs (unterwegs zu Agathon, zum Symposion) aufgegriffen und mitgenommen wird; aber Sokrates wird dann plötzlich von einem Gedanken überfallen und angepflockt, sozusagen, so daß Aristodem ohne seinen Herrn zum Hause des Agathon kommt, dort, von einem Diener irrtümlich mitten in die Festgesellschaft geführt, die hilflosesten Erklärungen und Entschuldigungen stammelt, sich höchst verlegen nach der Tür umblickend, durch die aber Sokrates noch immer nicht eintreten will, während Agathon sich lachend nach dem Verbleib des Meisters erkundigt und im übrigen mit bestrickender Verbindlichkeit und mit vollendeter Überlegenheit, die aber den hilflosen Aristodem erst recht verwundet, den Zufallsgast formell nachträglich einlädt und zum Niedersitzen nötigt.

Dies alles ist sehr schonungslos gezeichnet; dennoch gibt es da noch einen positiven Punkt, einen „Ausgleich“, der freilich nicht sonderlich zutage liegt. Ich meine die Tatsache, daß Aristodem es ist, dem wir – die Leser des Symposion – die Kenntnis jener Reden über den Eros, und also des Tiefsten, was Platon in seinen reifen Mannesjahren gedacht hat, überhaupt verdanken: er, Aristodem, hat zugehört, und er hat das Gehörte (freilich nur dies – er ist, wie gesagt, immer wieder eingeschlafen!) – Aristodem hat, was er vernommen hat, im Bericht festgehalten und weitergegeben –: so jedenfalls stellt sich die Sache dar, wenn man die von Platon mit seltsamer Bedachtsamkeit gefügte Bauform des Symposion genau nimmt. Aristodem ist der Berichterstatter aus erster Hand. Und doch tritt er nicht unmittelbar auf, nicht einmal als Bericht-erstat-ter. Auch von ihm wird nur berichtet, von einem zweiten Bericht-erstat-ter. Mit dem Symposion beginnt im platonischen Werk die Reihe von Dialogen, die auf diese höchst komplizierte, ja ärgerliche Weise verschlüsselt sind: einer berichtet, daß ein anderer ihm erzählt habe, und dann erst, in solch potenziertem Spiegelung, kommt der eigentliche Dialog, das eigentlich Gemeinte, in Sicht.

Nun, der zweite Berichterstatter im Symposion, Apollodor, ist ein Mensch von der gleichen Sorte wie Aristodem; auch Apollodor ist, ja, „ein Verrückter“, so nennen ihn die Athener: er heißt manikos, was man mit „übergeschnappt“ verdeutschen kann. Platon läßt ihn sich selber produzieren, zu Beginn seines Berichts: wie übergücklich er sei, von Philosophie reden zu dürfen; früher, ja früher sei er durchs Leben geschlendert wie alle Welt sonst auch, in der

Meinung wunder was zustande zu bringen, in Wirklichkeit aber sei er schlechthin bemitleidenswert gewesen – das wisse er nun, seit drei Jahren, seit er Sokrates begegnet sei. Sokrates ist seitdem sein Lebensinhalt geworden; auf eine ganz und gar überschwengliche Weise ist er Sokrates-Anhänger geworden.

Jeden Tag, so sagt Apollodor selber, jeden Tag sei er begierig, nicht allein zu erfahren, was Sokrates sage, sondern auch, was er tue. Niemand gilt etwas in seinen Augen – außer Sokrates; er wütet gegen alle Welt und auch gegen sich selbst: „Ihr meint vielleicht“, so läßt er seine Freunde wissen, die Freunde von ehemals, die ihn jetzt den Wahnsinnigen nennen – „Ihr meint vielleicht, ich sei unglücklich; darin habt Ihr recht“ (ich bin ja nicht „wie Sokrates“); „aber von Euch meine ich nicht bloß, daß Ihr unselig und bejammernswert seid: von Euch weiß ich das mit voller Gewißheit.“ Und so ein unkritisches, überenthusiastisches Studentlein läßt Platon jene Eros-Reden berichten, in denen er, Platon, die Essenz dessen ausgesprochen hat, was er über das Wesen der Liebe, über das Wesen des Philosophierens gedacht hat. Wie seltsam! Sollte Platon hier eine Aussage gemacht haben über die Situation, die immerwährende Lage des Philosophierens in der Welt? Denn auch dies gehört noch zum Bilde hinzu: daß es ein Publikum von Geldmenschen und Erfolgsleuten ist, denen Apollodor jene Gedanken vorträgt! Sollte Platon es vielleicht darauf angelegt haben, deutlich zu machen: es gehöre zum Wesen des Philosophierens, zu geschehen inmitten einer Welt, die keineswegs der Hegungsraum der Wahrheitssuche ist, inmitten einer Welt vielmehr, die im philosophischen Akt gerade überschritten und überwunden werden muß, immer wieder neu. Sollte hier vielleicht gesagt sein: der wahrhaft Philosophierende stehe in einer dem Anschein nach immer wieder hoffnungslosen Situation, in welcher einzig die jugendlich unentwegte Suche nach der Weisheit, die echte philo-sophia, standzuhalten vermag. –

Ich glaube in der Tat, daß Platon etwas dieser Art auf solche Weise, auf die unterscheidend platonische Weise: durch Gestalten, durch Figuren (statt durch bloße feststellende Rede), hat aussprechen wollen. –

Aber: es muß doch etwas anderes mit einer Figur wie Apollodor gesagt sein. Die gelehrte Interpretation sieht fast ganz über sie hinweg; es ist kaum von Apollodor die Rede. Man glaubt ihn als eine Art Famulus Wagner verstehen zu dürfen, als einen Statisten, der für sich selbst nichts zu bedeuten habe. Doch paßt dazu nicht, daß Apollodor auch in einem anderen Dialog der platonischen Meisterjahre, im Phaidon, auf eine sehr merkwürdige Weise genannt ist; gleichfalls nur mit ein paar Sätzen: Sie alle seien, so erzählt Phaidon von dem letzten Tage des Sokrates, erschüttert gewesen von zwiespältigen Gefühlen der Trauer, der freudigen Bewunderung, des Abschieds; und sie alle hätten die Tränen nicht zurückzuhalten vermocht: „vor allem aber einer unter uns: Apollodor. Du kennst ja den Mann und seine Art.“ Und als Sokrates den Giftbecher an den Mund setzt: „Mir flossen“ – so sagt Phaidon – „die Tränen mit Gewalt, so daß ich mich verhüllen mußte und mich ausweinen, nicht seinetwegen, sondern meiner selbst wegen: welchen Freundes sollte ich doch beraubt werden! ... Apollodor hatte schon früher nicht aufgehört zu weinen, nun brach aber er vollends in lautes Klagen aus, ohne jeden Halt, maßlos – und es war keiner unter uns, den er nicht er-

schüttert hätte, außer Sokrates selbst; der sagte: „Was macht Ihr doch, Ihr wunderlichen Leute!“

Die Ironie, meine ich, mit der Platon zweifellos so eine Gestalt wie den Apollodor ansonsten gezeichnet hat – diese Ironie ist nicht vernichtend; sie ist durchaus mit Hoffnung durchsetzt; es ist Verständnis darin, von der Art, wie man es der eigenen Vergangenheit gegenüber zu haben pflegt: ein gutmütig-ironisches Verständnis, ein fast väterliches Verständnis. Manchmal kommt mir in der Tat der Gedanke: Platon könnte vielleicht sich selber in diesen Jünglingen um Sokrates dargestellt haben – nachdem er ja sonst von sich selber beharrlich schweigt – bis auf ein einziges Mal: mir stockt jedesmal ein wenig der Atem, wenn Phaidon, der gefragt wird, wer denn alles am letzten Tage des Sokrates in seiner Zelle zugegen gewesen sei – wenn also Phaidon sie alle nennt und zum Schluß noch hinzufügt: „Platon war, glaube ich, krank!“ – Sollte nicht, so frage ich mich manchmal, sollte nicht Platon sich selber in den Gestalten der Lernenden, in ihnen allen, dargestellt haben? Er war ja gleichfalls, wie Apollodor, durch so eine plötzliche „Bekehrung“ gegangen, er hat nach der Begegnung mit Sokrates, die er noch als alter Mann die Fügung und das Glück seines Lebens genannt hat, seine Tragödien ins Feuer geworfen. Und übrigens war er ungefähr ein Altersgenosse des Apollodor: auch das würde dazu stimmen. – Aber mag sich das verhalten, wie es will! Ob wir nun in den Zügen der Lernenden den jugendlichen Platon selbst erkennen dürfen oder nicht: eine ganz bestimmte Meinung scheint Platon in diesen Gestalten, wortlos, eingekörpert zu haben: auf welche Weise nämlich – vorausgesetzt daß ein wirklicher Lehrer, ein existentiell Lehrender da ist – im idealen Fall Lernen vor sich geht. Diese Gestalten scheinen zu sagen: Lernen trägt sich nicht in der Weise zu, daß ein neutral-kritischer Geist das vom Lehrenden Dargebotene prüft, nachprüft und dann akzeptiert (oder ablehnt). Sondern, wie der Platon-Schüler Aristoteles es formuliert hat, wer lernen will, muß glauben – was doch wohl heißt: wer erfahren will, wie „es“ sich verhält (freilich, wie es sich verhält mit dem Letzten, dem Eigentlichen, mit Gott und der Welt), wer darüber etwas erfahren will, der muß sich vertrauend, und das heißt in gewissem Sinn „unkritisch“, in einer schweigenden Bereitschaft des Hörenwollens, einem Menschen zuwenden: eben dem Lehrer. Das Prinzip des Descartes, das den einzelnen auf seine eigene, isolierte Subjektivität verweist, dies Prinzip des modernen westlichen Geistes hat uns den Zugang zu der platonischen Weisheit verschlossen (die dem Fernen Osten nie verlorengegangen ist): daß ohne den persönlichen Lehrer Weisheit nicht zu haben sei.

Es ist aber nicht bloß Vertrauen, das die Jünglinge um Sokrates mit ihrem Lehrer verbindet: es ist Liebe. „Überhaupt lernt man nur von dem, den man liebt“ – (das ist nicht ein Satz aus Platon, sondern aus Goethe). – Ich weiß, daß es hier naheliegt, an die zeitbedingten Formen des Eros zu denken, die für das Athen der klassischen Zeit charakteristisch waren. Doch würde man Platon und Sokrates mißverstehen, wollte man das Lehrer-Schüler-Verhältnis als erotische Knabenliebe deuten – wiewohl die mit Sokrates philosophierenden Jünglinge selber ihn so verstanden oder vielmehr mißverstanden haben: wie dann einer von ihnen, der trunkene Alkibiades, es im Symposion offenbart hat, der gleiche Alkibiades, dessen „Liebhaber“ Sokrates sich selber nennt: „Seid

dessen sicher: niemand von Euch kennt diesen Mann wirklich! Ihr seht etwa, wie sehr Sokrates in schöne Knaben verliebt ist: ist das nicht ganz silenenhaft an ihm? Aber: das ist nur die äußere Hülle, gerade wie bei jenen geschnitzten Silen-Figuren, die aber immer ein Götterbild bergen. In Wahrheit kümmert es ihn nicht im mindesten, ob einer schön ist ... oder reich. Er hält vielmehr all diese Dinge für nichts und uns selber für nichts; er verstellt sich nur gegen die Menschen und treibt sein Spiel mit ihnen sein lebelang. ... Ob sonst jemand die Götterbilder in seinem Inneren gesehen, das weiß ich nicht. Aber ich habe sie einmal gesehen.“ Und dann erzählt Alkibiades, was nur einem Trunkenen zu erzählen möglich ist: wie er aus seiner Täuschung, daß es nämlich dem Sokrates um das im engeren Sinn Erotische zu tun sei – wie er aus dieser Täuschung in einer unvergeßlichen, mit Sokrates verbrachten Nacht befreit worden sei und von ihr geheilt – welche Heilung ihn noch brenne und schmerze wie der Biß einer Natter.

So also wird man Sokrates und Platon nicht verstehen dürfen, wenn sie zu sagen scheinen: die Voraussetzung von Lernen sei in irgendwelchem Sinne: Liebe, liebende Identifizierung mit dem Lehrenden. Gemeint ist vielmehr dies: daß der Lernende durch solche Identifizierung, durch solchen „Kunstgriff der Liebe“ (so formuliert Nietzsche) in die Möglichkeit gesetzt werde, den Gegenstand „wie“ mit den Augen des Lehrenden zu sehen, d. h. Berührung zu gewinnen mit geistigen Realitäten, die er eigentlich, rein intellektuell gesehen, noch gar nicht fassen kann, die er aber dennoch, eben kraft jener unkritischen Bejahung des Lehrenden, kraft der Identifizierung mit ihm, gewahrt; nicht also auf Grund von Sach-Interesse, sondern auf Grund der Verbundenheit mit dem Lehrenden: so also geschehe Lernen in seiner intensivsten Gestalt.

Aber da ist fast regelmäßig in den Figuren der Lernenden eine seltsame Ambiguität festzustellen: eine Unbeholfenheit, Unsicherheit, Verletzlichkeit, eine erstaunliche Proportionslosigkeit zu den eigenen Zielen (worin ja eben das Komische besteht). Sie sind auf eine enthusiastische und vehemente und ungestüme Weise begierig – ja, was eigentlich zu erfahren? Sie selber jedenfalls können darüber keine Auskunft geben. Da ist etwa dieser junge Hippokrates, von dem Sokrates, im Dialog „Protagoras“, erzählt: wie er einmal in der Nacht, „als kaum der Morgen graute“, durch Stockschläge an der Tür und durch die laut gerufene, enorm intelligente Frage „Sokrates, wachst du oder schläfst du?“ von eben diesem Jüngling geweckt worden sei. „Ich erkannte ihn an der Stimme und erwiderte: Das ist Hippokrates! Du bringst doch wohl nicht schlimme Neuigkeiten?! – Nicht im mindesten, antwortete er, aber gute! – Mögest du recht haben! Was also gibt es, und warum kommst du schon so früh? – Protagoras ist angekommen, erwiderte er, indem er zu mir hereintrat.“ Das ist alles; das ist die ganze Erklärung für die Atemlosigkeit dieses Besuches bei nachtschlafener Zeit: daß der berühmte Redner und Wanderlehrer, der Sophist Protagoras, nach Athen gekommen sei. Sokrates spielt den Verständnislosen – und reizt dadurch den ungeduldigen Enthusiasmus des Hippokrates, sich erst recht deutlich auszusprechen. Das sei aber doch gar nichts Neues, sagt Sokrates, Protagoras sei doch schon vorgestern angekommen. Ja, richtig, aber er, Hippokrates, habe davon erst gestern abend gehört: alles wird mit präzisester Gewichtigkeit geschildert: Verfolgung eines

entlaufenen Sklaven, Rückkehr „sehr spät am Abend“; „und als wir nun auch noch zu Abend gegessen hatten und uns zur Ruhe begeben wollten, da (da erst!) sagt mir mein Bruder, Protagoras sei angekommen. Ich hatte nicht übel Lust, sogleich noch zu dir zu gehen; aber dann schien es mir doch schon allzu spät in der Nacht zu sein.“ Sokrates, hartnäckig nichts begreifend, noch immer ahnungslos sich über diesen Aufruhr wundernd („ich kannte sein heftiges und ungestümes Wesen...“): „Ja, aber wieso betrifft dich das denn? Hat Protagoras dir etwas zuleide getan?“ „Bei den Göttern ja: daß er allein weise ist und mich nicht dazu macht!“ „Oh, er wird dich schon auch weise machen – wenn du ihm Geld gibst...“ Das Tödllich-Ironische dieser Bemerkung nimmt Hippokrates gar nicht wahr, er will es nicht hören: „Wenn es doch nur daran läge, o Zeus und ihr Götter: ich wollte weder mit meinem eigenen Vermögen kargen noch mit dem meiner Freunde!“ Sokrates also soll die Bekanntschaft vermitteln – und dies auf der Stelle. „Aber es ist doch noch gar nicht Tag! Bis dahin wollen wir warten und uns unterhalten.“ Sokrates sucht nun herauszufinden, was eigentlich dieser vehemente Wahrheitswille sucht: „Wir werden also jetzt beide zu Protagoras gehen, und wir sind bereit, unser eigenes Vermögen – wenn es reicht, und wenn wir damit ihn zu gewinnen imstande sind – und notfalls auch noch das Vermögen unserer Freunde zu opfern... Aber weißt du denn auch, was du jetzt im Begriffe bist zu tun? Oder weißt du das nicht?“ Und es zeigt sich, daß Hippokrates nicht weiß, wofür er jene Opfer bringen will; er weiß nicht, wonach er eigentlich verlangt! Er sagt, er habe im Sinne, ein „weiser Mann“ zu werden – und sogleich schämt er sich und errötet („es wurde schon ein wenig Tag, sagt Sokrates, so daß ich es deutlich sehen konnte“). Hippokrates sagt: er wolle „Kenntnisse“ – und doch weiß er nicht zu antworten, wenn Sokrates fragt: welcher Art Kenntnisse? „Was für ein Gegenstand ist es denn, worin der Sophist selber kundig ist und worin er seinen Schüler kundig macht? – Beim Zeus, versetzte er, das weiß ich nicht zu sagen!“

Und genau dies ist es, was dem Sokrates Freude macht; genau hierin liegt das Hoffnungsvolle, die Chance dieses Jünglings Hippokrates – und all der anderen auch! Jedenfalls ist das die Meinung Platons. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Schüler der Sophisten – wie genau sie anzugeben vermögen, welche Art von Wissen sie sich anzueignen wünschen; wie genau sie sagen können, was sie mit diesem Wissen zu „machen“ gedenken; man braucht nur an diese Gegenfiguren der Lernenden um Sokrates zu denken, um sogleich das Positive, das Erfreuliche, das tief Angemessene jener Unfixiertheit zu gewahren.

Hippokrates, Apollodor, Aristodem verhalten sich zu den Sophistenschülern genau ebenso, wie Sokrates sich zu den Sophisten verhält: der Sophist ist nicht in der geringsten Verlegenheit, wenn er die Weisheit definieren soll, die er zu lehren vermöge: „Junger Mann – so wird Hippokrates von Protagoras zu hören bekommen – schon am ersten Tage, nachdem du mit mir zusammen warst, wirst du als ein tüchtiger Mann nach Hause zurückkehren.“ Während Sokrates sagt: „Ich bin niemals jemandes Lehrer gewesen“ und: „Meine Weisheit ist wie ein Schatten, ja wie ein Traum!“ – Warum diese Rede, wozu diese Selbstverkleinerung? Nun, es hat mit irgendwelcher vagen Bescheidenheit gar nichts zu tun. Sokrates und auch die Jünglinge um ihn

her, diese wahrhaft Lernenden haben eine Weisheit im Sinn, die das Weltgeheimnis aufzuhellen imstande wäre, eine Auskunft also, auf die es mit aller wahren Philosophie abgesehen ist – und diesem Ziel ist es eigentümlich, nicht mit der Bestimmtheit bezeichnet werden zu können wie ein praktisches konkretes Ziel sonst.

Und darum ist, wer immer wahrhaft nach dem Eigentlichen sucht, nach dem Schlüssel zur Welt, zu der für den endlichen Geist niemals völlig entzifferbaren, unergründlichen Welt – darum ist jeder wahrhaft Philosophierende ein Lernender von der Art der Hippokrates, Aristodem und Apollodor!

PAUL LA COUR

Mache dich nicht der Furcht schuldig!

*Glocken läuten in Paris.
Es klingt, als wäre es vorm Krieg.
Die alte Welt weint noch,
sie war so mild, so schön,
und ach, so voller guter Dinge für die Antiquitätenhändler.
Später – später kam der Krieg.
Jetzt ist alles maßlos,
und ich glaube, der Frieden
wird ebenso schrecklich wie der Krieg.
Jetzt kommt die Tyrannei der Demokratie,
die schönen Zeiten, wo alle einander lieben sollen
und niemand den anderen liebt,
wo niemand etwas hinter sich lassen muß
und wo wir die Freude aller begründen sollen,
die weder allzu sublim noch allzu winzig sein darf...*

Man könnte glauben, das hier in schlichter Prosa wiedergegebene Gedicht mit seiner Behauptung, die Demokratien hätten ihre innere Lebenslinie im Stich gelassen, sei heute geschrieben worden; einer Situation entsprungen, die zu einem ständig steigenden Verfall der besonderen demokratischen Freiheitsgüter geführt hat. Man könnte glauben, es sei zum Beispiel auf den norwegischen Vorschlag zu einem Fünften-Kolonnen-Gesetz gemünzt, der im Sommer 1950 in den nordischen Staaten die Gemüter in Aufruhr brachte. Dieses Gesetz zielte in seiner ursprünglichen Gestalt auf Einführung der Todesstrafe in Friedenszeiten, zivile Standgerichte mit Rechtsverfolgung innerhalb von 48 Stunden und augenblicklicher Vollstreckung eventueller Todesurteile, mehr oder weniger vollständige Aufhebung der Redefreiheit, Freiheitsberaubung unter Umgehung der Gerichte auf bloßen Verdacht hin und Anzeigepflicht in gewissen Fällen. Eine geplante Einführung einer Tyrannei der Demokratie in Friedenszeiten, geboren aus Furcht.

Man könnte glauben, das Gedicht sei in unseren Tagen geschrieben worden und ein agitatorisches Kampfgedicht, aus der vorliegenden Situation abge-

leitet und in seinen Perspektiven von ihr begrenzt. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Es ist ein altes Gedicht. Wenn man in Betracht zieht, daß die Lehre von der Akzeleration der Geschichte sich vor unseren Augen als Realität erwiesen hat, sogar ein sehr altes Gedicht. Es wurde während des ersten Weltkrieges, im Februar—März 1917, von dem polnisch-französischen Dichter Guillaume Apollinaire zu einem Zeitpunkt geschrieben, als das kommunistische Rußland nicht existierte, als es sich nicht einmal voraussehen ließ, und noch viel weniger jener Druck der Angst, der den direkten Hintergrund für den norwegischen Gesetzesvorschlag abgab.

Es ist einleuchtend, daß die Unkenntnis des Dichters in bezug auf den Verlauf, der nach 1917 folgte, seinem Gedicht eine besondere Bedeutung für uns verleiht. Die prophetische Scharfsicht, von der die Strophen durchdrungen sind, erzählen uns ja, daß zum Beispiel ein Gesetzesvorschlag wie der norwegische seine Voraussetzung nicht allein in der augenblicklichen und tragischen historischen Situation haben kann, sondern lange vorher bestimmt gewesen sein muß, zutiefst gesehen sogar lange vor 1917. Es erzählt uns, daß wir es nicht dabei bewenden lassen können, die Dinge auf einer historischen Ebene zu betrachten. Wir verstehen nichts, außer wir begreifen, daß wir im Inneren sind. Daß unsere äußeren Formen auch Ausdruck für einen inneren Zustand sind und daß diese zwei Welten, die innere und die äußere, sich gegenseitig enthalten und bedingen. Deshalb erscheint uns das Gedicht prophetisch, weil es von einer inneren Struktur auf ihren Ausbruch in handgreifliche Formen schließt.

Mitten in einer Kriegszeit, anderthalb Jahre, bevor Apollinaire an einer ihm auf dem Schlachtfeld zugefügten Wunde starb, und während die streitende Welt einem Tausendjährigen Reich des Friedens und der Demokratien entgegensah, mit einem so eigensinnigen Glauben, daß ein britischer Premierminister sogar noch etliche Jahre später, in den Münchner Tagen, uns des Friedens jedenfalls für unsere Generation zu versichern wagte – mitten in der Stunde der unmäßigen Hoffnungen ahnte der Dichter, daß von Frieden keine Rede mehr sein würde, wenn die Waffen schwiegen. Der Mensch war so tief mit sich selbst in Unklarheit geraten, mit seinem Motiv und seiner Bestimmung, daß die Krise jetzt in jene Phase eintreten mußte, in der sie in der Welt des Objektiven Gestalt annahm.

Er sah mit anderen Worten, daß der Krieg die permanente Daseinsform der Menschheit werden würde, solange der formelle Friede im Menschen selbst nicht durch eine gewaltige schöpferische Handlung in wahren Frieden verwandelt war.

Mit solcher Präzision arbeiten die Dinge, daß es hieß, der norwegische Friedensgesetzvorschlag werde von Mann zu Mann als „Kriegsgesetz“ bezeichnet.

Der griechische Dichterphilosoph Herakleitos, einer der größten und noch immer brennendst notwendigen Denker überhaupt, charakterisierte in einem seiner Fragmente den Dichter folgendermaßen: „Die Sibylle aber mit stammelndem Munde läßt Nicht-Gelachtes, Nicht-Geschminktes und Nicht-Gesalbtes hervortönen – (durch die Jahrtausende reicht ihre Stimme) –,

getrieben von dem Gotte.“ Der Dichter dient dem Überpersönlichen, das ihm seine unbegreifliche Gewißheit schenkt, er reißt sich in der Aussage sozusagen von seiner eigenen Individualität los und übersteht sie. Darauf beruht seine Größe, daß er, indem er sich selbst ausdrückt, Raum für mehr als seine persönliche Stimme gibt, für Qual und Hoffnung des Menschen schlechthin.

Obwohl das Gedicht nicht ihm selbst gehört, sondern im eigentlichen Sinne von allen durch ihn geschaffen wurde, enthält es in seinen nicht-gelachten, nicht-geschminkten, nicht-gesalbten Worten doch seine eigene Botschaft, die wir deuten können. Lauschen wir Apollinares Gedicht geduldig genug, so werden wir schließlich auch ahnen, warum es mit so gebieterischer Sicherheit vom Krieg als unserer Daseinsform sprechen und jene Fallkurve der Demokratien in Richtung auf tyrannische Formen voraussehen konnte, die wir jetzt allzuoft geneigt sind, als durch die besondere historische Situation von außen her aufgezwungen anzusehen. Wir müssen anfangen, den Gesprächen der Worte zu lauschen. Dem, was zwischen ihnen liegt.

Es ist für mich einleuchtend, daß jene Gewißheit, die zu dem Dichter kam, nicht in den Worten liegt. Dort liegt nur die Behauptung. Im Unmerklichen dagegen verbirgt sich ihr Grund. Apollinaire wußte, daß mehr als nur unser Gesicht zerschlagen ist, und wir uns deshalb nicht mehr selbst in einem Bilde fassen können. Er wußte, dieser bildlose Zustand hing damit zusammen, daß wir wortlos geworden sind. Auch die Sprache wurde zerschlagen. Wir leben in einer sprachlichen Krise und deshalb auch in einer Begriffskrise. Und wo keine Sprache vorhanden ist, keine Möglichkeit zu eigentlichem Gespräch, gerät die Existenz des Menschen als Mensch in Auflösung.

Kein Wunder daher, daß gerade Apollinaire in einem seiner letzten Gedichte, „Der Sieg“, ausbrechen konnte:

*O Zungen, der Mensch ist aufgebrochen, sich eine neue Sprache zu suchen,
auf die kein grammatikalischer Pedant seine Finger setzte...*

Und um zu verdeutlichen, daß er nicht von einer neuen Kunstsprache fabelte, fortfahren konnte:

Das Wort ist plötzlich und ein Gott, der bebt...!

Jetzt kommt die Tyrannei der Demokratie, wo alle einander lieben sollen und niemand den anderen liebt. Mit dieser Charakteristik einer Gemeinschaft, nicht als ein Gewächs aufgefaßt, sondern als eine Zuflucht für den Fluch der Isolation, ist Apollinaire noch in der Welt des Postulats. Bis zur letzten Gedichtzeile vorenthält er uns die Einsicht in die Ursache dessen, daß diese Gemeinschaft ihm nicht von des Lebens eigener Bewegung durchströmt erscheint.

Wir sollen die Freude des Menschen begründen, sagt er am Schluß – das heißt, den Alltag des Menschen, sein Leben –, daß sie weder allzu sublim, noch allzu winzig wird. Mit der unmerklichsten Kunst hat er uns quer durch

die Worte seinen Gedanken anvertraut. Ni trop sublime ni trop infime... Plötzlich sehen wir, daß er uns ein sentimentales Ideal vorhält, ein Ideal, das unsere eigentliche Größe verrät; und daß die Menschenauffassung, die es ausdrückt, eine sentimentale Menschenauffassung ist. Das heißt, überhaupt keine.

In Wirklichkeit klagt Apollinaire also unsere Demokratien an, wesentlich lieblos, nur auf ein Bruchstück des Menschen begründet zu sein. Sie haben seiner Meinung nach von der Krise und dem Konflikt abgesehen im Vertrauen darauf, diese Phänomene könnten auf einer historischen Ebene geheilt werden. Sie haben unseren formellen Frieden mit uns selbst gutgeheißen – und das Untier geerntet.

Mit welchen Augen man immer dieses Gedicht betrachten mag, das ein so schonungsloses Licht über unsere demokratischen Systeme wirft, so gibt es wohl kaum einen Zweifel daran, daß sein Urteil für uns notwendig ist und wir uns der Torheit schuldig machen würden, wenn wir ihm nicht lauschten, weil es unsere Ratlosigkeit ohne Erbarmen unter Anklage stellt.

Gibt es eine Quelle der Verblutung in unseren Lebensformen und der Menschenauffassung, auf der sie ruhen, dann verbirgt sich die Bedingung für eine mögliche Heilung allein in der Erkenntnis der Natur der Schwäche.

Wir müssen es uns leisten können, dem zu lauschen, der uns heilen will, indem er uns unsere Wunden zeigt. Er kannte sie nur, weil es auch die seinen waren.

Von Ratlosigkeit ist ja die Rede, von einer Ratlosigkeit, die bis auf den Grund geht. Was in den letzten Jahren in jenen Staaten die Gemüter beschäftigte, die wir mit einem schon überlebten Ausdruck „die westliche“ oder die „atlantische Welt“ nennen – obgleich uns gerade jetzt aufzugehen beginnt, daß die Welt in Wirklichkeit ein Zusammenhang ist und ihr Schicksal nicht bruchstückweise betrachtet werden kann; obgleich die Notwendigkeit der Ganzheitsbetrachtung uns immer gegenwärtiger wird – was in den letzten Jahren die Gemüter in steigendem Maße beschäftigte, ist die eigentliche Frage unserer Kultur und Leben oder Tod unserer Lebensformen. In der intellektuellen Debatte in Frankreich ist die Frage in einer Weise formuliert worden, die man folgendermaßen zusammenfassen darf: Ist unsere westliche Kultur eine sterbende Kultur, oder bewegt sie sich auf eine Verwandlung zu? Besitzt sie noch das Salz der Verwandlung?

Ich sehe schon allein die Fragestellung, ob unsere Kultur eine sterbende Kultur sei, als einen verhängnisvollen Irrtum an. Die Frage entspringt ja der Furcht. Und Furcht ist das einzige, das man fürchten muß. Es steht geschrieben, wenn sie ihre letzten Deiche gesprengt hat, soll sie schließlich dasjenige umbringen, für dessen Leben sie fürchtet. Aus Furcht arbeiteten zweifellos idealistische norwegische Demokraten einen Gesetzesvorschlag aus, der in seinen Konsequenzen die besonderen demokratischen Güter auslöschen würde. In der Welt des Geistes ist alles Gesetz, und niemand kann das Universum des Menschen in zwei selbständige Welten, eine innere und eine äußere, teilen.

Das Leben liegt in den Verbindungen, in Austausch und Offenheit, die Natur der Furcht aber ist es, einzusperren. Unsere Furcht ist ein Schwert, das wir gegen uns selbst richten; es kann uns vernichten, noch ehe wir auf

jene Probe gestellt wurden, die wir fürchten. Alles Furcht-Denken ist falsch, ist Einsperrung in das Abgeschlossene.

Bei Ausbruch des Korea-Krieges von einem ungefähr einjährigen Aufenthalt im Ausland nach Dänemark heimgekehrt, hatte ich vielleicht besondere Voraussetzungen, Änderungen in unserem geistigen Klima in ihrem vollen Umfang ermessen zu können. Das Furcht-Denken ist fortgeschritten und hat unsere Offenheit begrenzt. Wir haben Redefreiheit, das ist wahr. Jeder kann zu Worte kommen, das wissen wir. Aber unsere Sorge kann nicht bloß der Redefreiheit gelten, dann machen wir uns des Formalismus schuldig. Noch wichtiger ist es, über den *Redetrieb* zu wachen und ihn zu pflegen, da ohne ihn jede Freiheit vergeblich ist.

Wenn das Wort teuer wird, wird es gereinigt, gestärkt; es gewinnt an Überzeugung und Verantwortlichkeit. Es darf nie so teuer werden, daß es mitten in seiner Reinigung das Glücksgefühl darüber verliert, dazusein und auszusagen, was es als Wahrheit empfand.

Auf einer allgemeineren Ebene verstehe ich die Frage der Möglichkeit von Verfall oder Verwandlung unserer Kultur eher als einen Anachronismus. Ich sehe sie als Ausdruck einer Art Gewohnheitsdenkens der Krise an. Was wir fürchten, ist eben nicht ein bloß kultureller Tod von innen heraus, sondern ein historischer. Wir fürchten, genauer bestimmt, jene große Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die uns möglicherweise für alle Zukunft die Antwort auf die Frage vorenthalten wird, inwieweit unsere Kultur noch immer Fähigkeit zur Verwandlung besitzt. Wenn wir für unsere Kultur bangen, bangen wir für die Einheit der Gegensätze, die humane Kultur und äußere technische Zivilisation darstellen.

Ich nenne sie zuerst Gegensätze, weil auch diese beiden Aspekte des menschlichen Lebens nur in formellem Frieden miteinander stehen. Es läßt sich machen, die Geschichte der Kultur des letzten Jahrhunderts als eine Kritik der äußeren technischen Zivilisation und einen Aufruhr gegen sie zu beschreiben. Ich brauche nur auf einen Begriff wie „les poètes maudits“, die Dichter der Verdammnis, hinzuweisen, der allein diesem letzten Jahrhundert zugehört; jene Dichter, die mit ihrer besonderen Feinfühligkeit die Erschütterungen der ständig wachsenden Spannung zwischen den nicht menschlichen Zielen der äußeren Zivilisation und dem inneren Motiv des Menschen auffingen. Sie sahen das Untier von Sachsenhausen und seine Krematorien-öfen schon vor hundert Jahren voraus. Nicht, weil sie sich der törichtten Illusion hingaben, daß der Mensch den Frieden mit sich selbst zurückgewinnen würde, wenn er der Dampfmaschine entkäme oder in unseren Tagen dem Automobil, dem Flugzeug und was damit verbunden ist, sondern weil sie es als eine Voraussetzung dieses Friedens ansahen, daß die Zivilisation vermenschlicht werde. Heute richtet die Wissenschaft an sich selbst die Frage nach ihrer Verantwortung gegenüber dem Menschen.

Das Thema, welches diese Dichter anzog und nicht mehr losließ, mußte die Häßlichkeit sein. Noch in diesen Jahren habe ich behauptet gesehen, Baudelaires Vorliebe für das Häßliche sei ästhetisch bestimmt gewesen. Das ist ein Irrtum, und es gibt zahlreiche Zeugnisse dafür von seiner Hand. Er beugte sich jenem Thema, das er als das der Zukunft erkannte und das schon deshalb das seine war. Wie Goya ihm bildlichen Ausdruck verlieh.

Ich nannte die zwei Begriffe humane Kultur und äußere Zivilisation Gegensätze, weil wir ein Jahrhundert hindurch wesentlich daran gewöhnt wurden, sie als unvereinbar zu betrachten. Eine andere Ursache müssen wir in der Tyrannei der Begriffsbildungen finden. Unser Lebenserlebnis, unsere Erfahrung und unsere Erkenntnis flüstern uns ja etwas anderes zu. Wir wissen, daß wir nicht ohne weiteres von den Teilen auf die Ganzheit schließen können; wir wissen, daß die Gegensätze, auch Kultur-Zivilisation, wie früher gesagt, sich gegenseitig enthalten und bedingen, sozusagen nur zusammen existieren. Alle Beantwortungen, alle Vermutungen, die nur auf einem unserer Aspekte aufgebaut sind, sind falsch. Wir müssen unsere Situation als eine Einheit begreifen. Der Vogel, dem man seinen einen Flügel abschoß, ist flügellos.

Vor einigen Jahren schrieb ich ein Buch, in dem ich nach einem verlorenen Maßstab tastete und in Übereinstimmung mit meinem Lebenserlebnis die Dinge in Ganzheiten, nach Verwandtschaftsverhältnissen, zu betrachten versuchte. Ich wurde deshalb darauf hingeführt zu schreiben: auch Gegensatz ist Verwandtschaft. Doch der Satz beunruhigte mich. Ich meinte damals nicht, für ihn eintreten zu können, und änderte ihn dahin: auch Gegensatz *kann* Verwandtschaft sein. Heute würde ich die erste Formulierung wagen: die Zusammenfassung der Gegensätze ist eine notwendige Voraussetzung, um unsere Erfahrung auszudrücken.

Der dänische Schriftsteller Jakob Knudsen schrieb seinerzeit ein Werk über Luther. Er nannte die beiden Bände „Angst“ und „Mut“. Er sprach von der Verwandlung, von dem Umschlag aus dem einen in das andere, aus Angst in Mut, aus Unglauben in Glauben.

Aber als ich in dem erwähnten Buch einen Zustand beschreiben sollte, der von Angst entblößt war, sah ich, daß ich ihn nicht als Mut charakterisieren konnte. Denn wer mutig ist, und also sich dessen bewußt, ist sich gleichzeitig auch einer Gefahr bewußt und folglich nicht außerhalb der Angst. Er lebt in der Gefühlsganzheit Angst – Mut. In Hilflosigkeit gegenüber unserer Erfahrung, daß jedes Gefühl seinen Gegensatz umschließt, hat man deshalb versucht, Mut als überwundene Angst zu beschreiben. Aber als die Angst beseitigt wurde, verschwand auch der Mut; wir sahen ja, er hatte die Angst als Voraussetzung. Um der falschen Welt der Bruchstücke nicht zu verfallen, sind wir genötigt, Mut als *wesentlich überwundene* Angst zu beschreiben.

Prüfe diese Bestimmung in einem allgemeinen, alltäglichen Zusammenhang. Wir bekommen dann einen Satz wie: der Held war wesentlich mutig! Der Heldenbegriff löst sich als eine einzige Unwirklichkeit in Luft auf. Übrig bleibt der Mensch. Im Kampf mit sich selbst und dem Dasein, um seine Bestimmung zu begreifen.

So werden wir von unserer Erfahrung zu der Einsicht geführt, daß die Existenz des Menschen als Mensch sich weder allein auf der geistigen Ebene noch auf der der Zivilisation aufrechterhalten läßt. Wir können nicht von einer inneren Verwandlung träumen, ohne auch von einer äußeren zu träumen. Vielleicht ist unsere Krise innerst inne auch eine Begriffskrise.

Ich weiß, es hat eine Neigung bestanden, mich gerade in diesem Punkte mißzuverstehen, dem Versuch, die Dinge in Ganzheiten zu betrachten,

nach Verwandtschaftsverhältnissen, und dort sein Lager aufzuschlagen, wo die Gegensätze ihre breiteste Berührungsfläche miteinander haben und wo wir den reichsten Kontakt mit unserem Universum bekommen. In einem ganz kleinen Vers habe ich mich so einfach wie möglich zu erklären versucht.

*Müdigkeit läuft zwischen Ast und Laub,
und zwischen Blum' und Wurzel brach Zwietracht aus.
Auf den Grenzen, wo die Dinge sich begegnen oder scheiden,
errichte ich meine Zelte, bekriege ich euch mit Glück.*

Und laßt es mich mit schlichten Worten sagen, daß keine geistige Erneuerung stattfinden kann, falls wir die körperliche Not der gewaltigen Menschenheere, Armut, Sklaverei und den Mangel an Brot vergessen. Falls wir den Ast vergessen, ohne den kein Laub ausschlägt. Wie der Ast stirbt, wenn er nicht in einem Blühen aufatmen darf.

In der heftigen Debatte um die Zukunft unserer Kultur liegt noch eine andere Perspektive, die ich nicht unberührt lassen kann. Diese Debatte faßt unsere Kultur isoliert auf. Sie hat das Schicksal von vergangenen Kulturen in Erinnerung, die jenen Völkern aus der Hand fielen, die ihre Träger waren; von Kulturen, die als ein Salz in die Daseinsdeutung anderer Völker eingingen. Was mir jedoch unsere Situation zu kennzeichnen scheint, ist, daß wir gerade jetzt außerstande sind, unsere westliche Kultur und ihre Krise als ein isoliertes Phänomen zu betrachten. Sie zieht die Summe aller Völker, die im Aufbruch sind und sich einer Verwandlung entgegenstrecken, die ihnen erneut erlauben kann, sich selbst, ihre Motive und ihr Handlungsleben in eine Einheit zu fassen. Daß wir das nicht einsehen, führt die verhängnisvollsten Fehlgriffe dieser Jahre mit sich.

Wenn wir zum Beispiel gewaltige Begebenheiten sich im Osten abspielen sehen, bringt uns die Furcht vor dem kommunistischen Rußland dazu, sie einseitig zu betrachten. Indem wir nur ein Bruchstück begreifen, glauben wir dieses mit einseitigen Mitteln beschwören zu können; von Furcht verblendet. Doch es sind Völker, denen allmählich zum Bewußtsein kommt, daß wir sie nicht nur kolonisatorisch ausbeuteten, sondern sie gleichzeitig ihres Menschenantlitzes, ihrer Würde beraubten. Wir können sie eine Zeitlang an einem einzelnen Punkt zurückschlagen, doch den maßlosen Aufruhr im Menschenmeer des Ostens können wir auf die Dauer nicht eindämmen. Dies zu glauben, bedeutet sich einer Illusion hingeben. Jetzt ist alles maßlos, hörten wir schon in Apollinaires Gedicht.

Unsere koloniale Herrschaft nähert sich ihrem Ende. Doch die Möglichkeit des Gespräches und des Zusammenlebens steht uns offen, wenn wir noch Kraft und Selbstlosigkeit haben, sie zu ergreifen; die einzige Möglichkeit, in der der Mensch sich selbst als Mensch verwirklicht und einen mehr als formellen Frieden in seinem Universum bewirkt. Ohne sie zu ergreifen, wird der Westen jene Völker, die wir farbige nennen, von sich fortgleiten sehen.

Unter der Frage Ost-West liegt als vielleicht gefährlichster Sprengstoff für die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts: die Spannung zwischen den unterentwickelten Bevölkerungen und uns.

Von dieser Möglichkeit des Gespräches und des Zusammenlebens eine kleine Erinnerung. Ich nahm im Herbst 1949 an der Generalkonferenz der UNESCO in Paris teil und empfing einen erschütternden Eindruck von der Billigkeit des Wortes, von jener Entwertung, in die es geraten ist. Die Debatte spielte sich als Ganzes auf einem erbärmlichen intellektuellen Niveau ab. Hier war das Wort wahrhaftig nicht „plötzlich und ein Gott, der bebt“. Niemand suchte wie die Dichter unserer Tage mit Apollinaire nach einer neuen Sprache, auf die kein grammatikalischer Pedant seine Finger setzte. Aber es war mein Erlebnis dieser Tage, die Vertreter der farbigen Völker an der Debatte teilnehmen zu hören. Intellektuell waren sie uns ebenbürtig und an menschlicher Würde und Aufrichtigkeit uns oft überlegen. Welchen Eindruck von den endlosen Ressourcen der Menschheit man empfing! Soll ich gestehen, daß es Farbige gab, die mir einleuchtender als Brüder vorkamen als etliche Repräsentanten unserer Rasse?

Alles Leben bestätigt sich in Selbstverwandlung. Das Samenkorn wird Halm und Ähre. Die Puppe häutet sich und fliegt. Unser Weg zu neuer Verwandlung kann den Trieb auch dieser Völker nicht umgehen, sich in unabwendbarem Wachstum zu verwirklichen.

Ein französischer Dichter schreibt: „Ist es denkbar, man schlägt sich gegenseitig tot, weil man sich mißversteht. Oder weil die Worte einfach absolut nichts bedeuten... Je mehr man redet, desto weniger versteht man sich. Nur der Tod macht uns alle einig. Das zwanzigste Jahrhundert wird später als ein verbales Alpdrücken, eine rasende Kakophonie bezeichnet werden. Man redet mehr, als man jemals zuvor geredet hatte. Denk an diese Rundfunkempfänger, die weder Tag noch Nacht zu schweigen instande sind, in denen soundso viele Wörter in der Sekunde ausgemünzt werden, für die sich Hörer finden oder nicht, ob es nun etwas zu sagen gibt oder nichts zu sagen gibt.“

Ich schrieb früher, in der Frage vom Untergang oder der Verwandlung unserer Kultur liege eine Tendenz, sie als isoliertes Phänomen zu betrachten, als *die* Kultur, die einzige. Auch darin sehe ich noch einen Anachronismus in diesem Jahrhundert der Anachronismen. Es ist unserer Zeit ja eigen, daß wir die Größe einer ganzen Reihe von Kulturen jetzt ahnen, ja sogar versuchen, uns von der Vision des Menschen, die sie enthalten, bereichern zu lassen.

Daß dies nicht immer so gewesen ist, erzählt der Inder Swaminathan, wenn er daran erinnert, daß der englische Experte für indische Architektur, Fergusson, geltend machte, man „dürfe natürlich keinen Augenblick lang zu behaupten wagen, Indien habe jemals Griechenlands intellektuelle Überlegenheit oder Roms moralische Größe erreicht“, während Sir Birkwood noch 1912 in The Royal Society of Arts über eine Buddhafigur bemerkte, „ein gekochter Nierenpudding könne mit ebenso großem Recht als Symbol für Reinheit und Kraft der Seele dienen“.

Unsere Künstler haben uns einsehen gelehrt, daß dies eine unverzeihlich falsche Betrachtungsweise ist und der Mensch innerhalb der verschiedensten Kulturen seiner Existenz intellektuell und gefühlsmäßig Ausdruck verliehen hat mit einer Größe und Reinheit, die wir nicht übertroffen haben und mit der heute uns zu messen wir außerstande sind.

Aber wir sehen, daß diese Kulturen im Aufbruch sind, in Auflösung, in

Verwandlung; bereits mehr oder weniger historisch. Wir sehen, daß, was wir unsere Kulturkrise nennen, eine universale Bewußtseinskrise ist, wenn ihre Züge sich auch verschiedener Ausdrücke bedienen. Unsere Unruhe und Angst ist nicht *unser* Privilegium, unser kostbares Kleinod, sondern das der Menschheit vor dem gewaltigsten Aufbruch der Geschichte.

Zwischen den Völkern steht als ungelöste Frage: der Freiheitsbegriff in seinen zwei Aspekten. In ihm verpuppt sich das Problem: Individuum-Kollektivität. Wir im Abendland betrachten diese zwei Teile als Gegensätze. Ich habe es selbst so ausgedrückt: der Gegensatz zu Einem sind die unendlich Vielen. Füge allerdings hinzu: sie sind ein Paar! Wir finden hier wiederum die Vereinigung der Gegensätze zu einer Ganzheit, in der die Teile sich gegenseitig enthalten und einer des anderen Bedingung ist.

Indem wir noch immer vom Bruchstück aus werten, machen wir die Krise beständig und tragen dazu bei, die Katastrophe herbeizurufen. Wir müssen auch Individuum-Kollektivität als einen Zusammenhang begreifen. Jeden Tag sehen wir den überlieferten, individualistischen Freiheitsbegriff sich verflüchtigen; die Beispiele sind so zahlreich und so schmerzlich naheliegend, daß es unnötig ist, an sie zu erinnern. Weniges erscheint mir daher notwendiger als der Versuch, nur diesem einen Begriff, diesem einen Wort wieder eine Bedeutung zu geben.

Wir wissen, wir können keinen lebenden Organismus isolieren, ohne daß er sterben muß. Das Blatt, vom Baum gerissen, welkt. Die isolierte Zelle verfällt. Auch auf der geistigen Ebene: das von Geburt an isolierte Kind hat keine Sprache. Ihm fehlt das Wort, welches Leben und Licht des Menschen genannt wurde, es ist von Gespräch, von Austausch, von Wachstum abgeschnitten.

Das Leben liegt in den Verbindungen, auf den Grenzen, wo die Dinge sich begegnen oder wo sie für die einseitige Betrachtung getrennt werden. Es liegt mitten in der Ganzheit von geistigem und praktischem Handlungsleben, das unser unteilbares Universum ist.

In diese Schicksalsstunde in der Geschichte der Menschheit gestellt, wagen wir nicht zu sagen: du sollst dich nicht fürchten. Denn die Möglichkeit der Katastrophe ist gegeben, das wissen wir. Wie auch die der Erneuerung. Da müssen wir andere Worte finden. Und weil die Furcht die erste Gestalt der Niederlage ist und sich aller Verwandlung hindernd in den Weg stellt, müssen wir sagen: mache dich nicht der Furcht schuldig!

*„Nicht wird die Freude in die Fröhlichen eingehen,
sondern die Fröhlichen werden in die Freude eingehen.“*

Anselm von Canterbury

Michel Sittow aus Reval

Museen gehören zu den beliebtesten Prügelknaben der öffentlichen Meinung. Wenn man etwas kritisieren will, bieten sich die „eingesargten“, „mumifizierten“, „verstaubten“ Schätze wie selbstverständlich an. Das tut nicht sehr weh, denn es wird ja anerkannt, daß in den Museen Schätze sind. Nur sind sie tot, und das brausende Leben ist von sich selbst so erfüllt, daß es weiterstürmt, ohne nach links oder rechts zu sehen. Es hat so viele Bastionen vor sich, man will doch hochkommen usw. Museale Werte – dem Wort haftet immer ein Beigeschmack an. Man kommt ohne sie aus. Merkwürdigerweise ist das nicht die Meinung in Amerika. Dort folgen Museumsgründungen einander seit 50 Jahren in geradezu fieberhaftem Tempo, und von Berlin konnte man in der Zeit vor 1914 das gleiche behaupten. Es war ja auch die Stadt auf dem Kontinent, die den amerikanischen Städten am verwandtesten war. Nun kann man gewiß nicht behaupten, daß die Amerikaner hinterm Berg wohnen. Ob „museal“ vielleicht nicht doch einen recht realen, positiven Wert bedeutet? Ob nicht vielleicht wir, die Europäer und Kulturträger, in Wahrheit Hinterwäldler sind, die von dem, was draußen geschieht, keine rechte Ahnung haben?

Daß der Kunsthistoriker jemals zu einer tragischen Bühnenfigur werden könnte, ist wenig wahrscheinlich. Sein Enthusiasmus für die Leistungen der Vergangenheit ist fast ein Einzelfall innerhalb des Verhaltens der Gesamtheit. Da gibt es keine Konflikte, die einen neuen Kleist oder Hebbel reizen könnten. Kein Wunder, daß der Kunsthistoriker geneigt ist, sich als Teil einer Elite zu fühlen, und daß es nicht an Bewunderern, zumal weiblichen, des Lobredners der Vergangenheit fehlt. Das ruft den Spott der anderen hervor, und so ist der Kunsthistoriker schon öfters als komische Figur auf die Bretter gestellt worden. Wieder regt sich der Verdacht, daß dies Urteil über den Stand, dem die Jugend in beunruhigend dichten Reihen zuzieht, nichts weniger als modern, als zutreffend sei. Sollten unsere Kritiker die Zeit verschlafen haben?

Es gibt ernsthafte Wissenschaftler aus anderen Disziplinen, die der Ansicht sind, daß die Leistungen der modernen Kunstwissenschaft sich mit denen jedes anderen Zweiges der Wissenschaft vergleichen können, ja, daß es auf diesem Gebiete eine ungewöhnliche Fülle von Pionieren und Entdeckern gegeben habe. Die Bode, Justi (Carl), Brinkmann (Justus), Lichtwark, Tschudi, Wölfflin, Dehio, Goldschmidt und Friedländer, die Vertreter der Wiener Schule Wickhoff, Riegl und Dvořák, und der jüngst verstorbene Pinder werden genannt. In der Tat: so viele Namen, so viele Eroberer fremder Bezirke. Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts und der Beginn des 20. sind Zeiten, in denen von Kunsthistorikern Funde über Funde gemacht, Fundamente gelegt und Reisen in die fernsten Winkel von Zeit und Raum, die reiche Beute ergaben, unternommen worden sind. Niemals zuvor und vielleicht niemals in Zukunft ist fruchtbarere schöpferische Arbeit im Bereich der Kunstwissenschaft zu beobachten. Eins der zahllosen Ergebnisse, das in beispielhafter Folgerichtigkeit der Methode erzielt wurde und von ein paar dürftigen Anhalts-

punkten ausgehend, widerspruchsvolle Tatsachen von sehr bedeutsamer Art umschloß, so daß man sie als sensationell ansprechen kann, ist die Wiedergewinnung des Namens und Werkes des Michel Sittow aus Reval, des Hofmalers der großen spanischen Königin Isabella der Katholischen. Wie es dazu kam, daß im Laufe von 25 Jahren der aus Mecklenburg stammende Balte, der an mehr Höfen als irgendein anderer Großer seiner Zeit tätig war, ausfindig gemacht, sein Werk zusammengestellt wurde, sei hier berichtet.

Kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 erwarb der Kaiser-Friedrich-Museums-Verein zu Berlin ein niederländisches Madonnenbild, in dem sich auffallend prangende Farbengebung mit entschiedenem Realismus mischte. Es war von einer Weltlichkeit der Gesinnung erfüllt, die selbst in der Zeit, in der es entstanden war, um 1500, eine Ausnahme zu sein schien. Das Antlitz der Maria war offenbar ein Porträt, vermutlich das einer Fürstin.

Max J. Friedländer, der bekannte Kunstkenner, der es in die Literatur einführte, dachte wegen des „vom lateinischen Formengeschmack berührten Werkes“ sogleich an einen Niederländer, der fern von der Heimat, „etwa am französischen, spanischen oder englischen Hofe“ tätig war, und wies auf den noch unbekannten Hofmaler Isabellas der Katholischen hin, der ihr bevorzugter Porträtist gewesen war. Man wußte damals wenig von diesem „Meister Michiel“, unter anderem, daß die Statthalterin Margarete von Österreich, die Tante und Erzieherin Kaiser Karls V., in Mecheln ein Diptychon von seiner Hand besessen hatte, dessen Heilige die Züge der Margarete und ihres Bräutigams Don Juan, des Sohnes der Isabella, trugen.

Diese anscheinend auf recht vagen Zusammenhängen aufgebaute These sollte sich als Treffer ins Schwarze erweisen.

Friedländer hatte ein Gemälde in Wien genannt, das zweifellos von demselben Maler herrührte und dieselbe Frau wie die Berliner Madonna wiedergab. Er vermutete in dem ehemals Holbein zugeschriebenen Porträt eine Fürstin. Es stellte sich später als sehr wahrscheinlich heraus, daß es die nach England verheiratete Tochter Isabellas, Katharina von Aragon, darstellte.

Anderthalb Jahrzehnte nach seiner Einführung der Berliner Madonna konnte Friedländer beweisen, daß sein Instinkt ihn nicht getrogen hatte. Das Gemälde war von dem Hofmaler Isabellas, der in den Urkunden als Meister Michiel oder Miguel bezeichnet wurde. Es gab ein berühmtes „Oratorium“, das Dürer auf seiner Reise in den Niederlanden bei der Statthalterin Margarete in Mecheln bewundert hat, eine Folge mit Szenen aus dem Leben Christi (47 Tafeln) von dem anderen Hofmaler Isabellas mit Namen Juan de Flandes. In einem zeitgenössischen Verzeichnis desselben werden zwei Tafeln ausdrücklich erwähnt, die von Meister Michiel herrührten und von der Statthalterin abgetrennt und zu einem Diptychon vereinigt worden waren. Sie stellten die Himmelfahrt Christi und die Himmelfahrt Mariä dar. Die Himmelfahrt Mariä, die die gleichen Maße wie die Folge des Juan de Flandes (heute im Kgl. Schloß zu Madrid und in zahlreichen anderen Sammlungen) aufwies, identifizierten Friedländer und der Verfasser unabhängig voneinander mit einer Tafel im Besitz eines Pariser Sammlers. Sie war nach ihrem Stil unzweifelhaft von der Hand des Michiel, wie Friedländer erkannte. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, so war es die Himmelfahrt Christi, die das Verzeichnis Margaretes außerdem erwähnte. Der Verfasser fand sie kurz darauf bei einem

Besuch im Burlington Club zu London, wo sie, aus dem Besitz eines englischen Hocharistokraten, vorübergehend ausgestellt war. Mehrere andere Bilder ließen sich dem Werke Michiels einreihen, vor allem das sehr schöne des Stifters der Berliner Madonna, das mit ihr ein Diptychon gebildet hatte. Es ist leider nach Amerika abgeschwommen. Der Kern dieses „Oeuvre“ war ein Kristallisationspunkt für neue Zuschreibungen, die denn auch nicht ausgeblieben sind. Ein sehr fesselnder Meister kam zutage, mehrere Einzelwerke bekundeten eine Feinheit und Mannigfaltigkeit der Gestaltung, daß man ihn zu den interessantesten Erscheinungen in der Malerei nördlich der Alpen um 1500 zählen muß.

Am überraschendsten aber war, was man von Leben und Taten des Malers aus Urkunden in dem anderthalb Jahrzehnt vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges erfuhr. Dieser Michiel oder Miguel, der einer der größten Königinnen der Geschichte, der Vertreiberin der Mauren aus Spanien, der großen Liebhaberin altniederländischer Bilder, als Hofmaler diente, hieß Michel Sittow und stammte aus Reval. Er besaß ein Haus dort, und ein Altar von ihm war noch 1941 ebenda! Ursprünglich scheint die Familie in dem Dorf Zittow in Mecklenburg (südlich Wismar) ansässig gewesen zu sein. Ein Mecklenburger, der in Reval geboren und der Hofmaler nicht nur der spanischen Königin gewesen war, sondern auch vom Mechelner Hof bezahlt worden ist, und der für den englischen und für den dänischen Hof gearbeitet hatte! Das waren Ergebnisse, die die Veröffentlichungen des Kopenhagener Museumsdirektors G. Falck und des Revaler Archivars P. Johansen gezeitigt hatten, zu überraschend und zu neu, als daß nicht auch über sie ein Wort gesagt werden müßte.

Falck machte auf einen Brief vom 1. Juni 1514 im Kopenhagener Reichsarchiv aufmerksam, in dem ein Zollbeamter aus Helsingör dem dänischen König Christian II. den Besuch eines Malers Mechil ankündigt. Der Fürst hatte seinen Beamten bereits auf den Maler, dessen Kommen er erwartete, hingewiesen. Mechil käme aus Reval, schrieb der Mann aus Helsingör. Christian, der Schwager Kaiser Karls V., ein kunstliebender Fürst, der sich später von den berühmtesten Malern der Zeit, einem Dürer, Gossaert und anderen zeichnen, malen und stechen ließ, wollte ein Bildnis von Mechils Hand haben. Es ist in Kopenhagen erhalten, 1515 datiert, und es ist von der Hand des Meisters Michiel, der den Stifter der Berliner Madonna und andere Hofleute gemalt hat, wie der Stil erweist.

Daß der dänische Zollbeamte an seinen Herrn geschrieben hatte, der Maler käme aus Reval, ist ein glücklicher Zufall. Hier hat Johansen um 1939 einen Altar desselben Michiel und umfangreiche Prozeßakten festgestellt, die den abenteuerlich anmutenden Lebenslauf des Künstlers einwandfrei aufhellen. Michel Sittow ist in Reval um 1469 als Sohn des Malers Claus van der Suttow geboren worden. 1492 wird er zuerst als Hofmaler Isabellas der Katholischen genannt. Er wird aber wohl schon einige Jahre vorher für sie tätig gewesen sein. Jedenfalls ergeben seine Bilder, daß er aus der Schule seines berühmten Landsmannes Hans Memling hervorgegangen ist, der um 1480 in Brügge der führende Maler gewesen ist. Beim Tode Isabellas 1504 wird Michiel nach dem Norden zurückgekehrt sein. Ihr Sohn, Philipp der Schöne, hat ihn zwar in seinem Amt übernommen, aber er ist 1506 in Reval, wo er

einen Prozeß gegen seinen Stiefvater anstrebte, den er gewann. 1515 entschädigte ihn der spanische König Ferdinand mit einer Summe für die guten Dienste, die er der Königin Isabella geleistet hatte. Er war damals für kurze Zeit in Spanien gewesen, nachdem er, wie wir gesehen haben, 1514–1515 den dänischen König gemalt hatte. Auch Karl V. nannte ihn 1516 seinen Diener. Wie sehr er ihn schätzte, geht daraus hervor, daß der Kaiser, als er sich im Alter ins Kloster San Yuste zurückzog, neben einer Reihe von Bildern Tizians vier von Michel Sittow zum Schmuck seiner Behausung auswählte. 1518 heiratete der Künstler in Reval zum zweiten Male. Er nahm dort bis an sein Lebensende 1525 eine geachtete Stellung ein.

Ein bewegtes und an Erfolgen reiches Leben eines hervorragenden Malers. Michel Sittow war kein Holbein, aber seine Porträts sind des Namens Holbein für würdig erachtet worden, sie gehören zu den Kleinodien der altniederländischen Malerei. Wir sind zweifellos noch nicht am Ende der Entdeckungen von Werken seiner Hand.

Das, was die putzigen Kunsthistoriker und Archivare bisher gefunden haben, ist immerhin wert, daß es einmal vor die Öffentlichkeit gebracht wird.

KARL HANS BÜHNER

Das bildhauerische Fragment

Die körperliche Ruine, welche der Torso des Plastikers meint, hat eine andere Funktion als die, unsere Sehnsucht nach dem Vollkommenen zu beflügeln. Winckelmann, der erste deutsche Kunsthistoriker, ahnte vom Geheimnis des Torso noch wenig. Und Schiller hätte in seiner kasuistischen Terminologie im Stile von „Anmut und Würde“ vermutlich gesagt, daß uns das verstümmelte Leben im Torso „beleidige“, ohne zu bedenken, daß das Vergnügen am Torso psychologisch aus derselben Quelle strömt wie das Vergnügen an tragischen Gegenständen.

Nicht der Klassizismus, erst die viele Fragmente und Fragmentchen hinterlassende Romantik mit ihrem sublimen Verständnis und ihrer feinen Witterung für das geniale Unvollendete hat den Sinn des Fragments begriffen. Etwa eine Generation später schrieb der junge Herman Grimm über die Venus von Milo, daß wir zwar nicht wüßten, wie die Arme der Göttin geformt waren, daß wir aber „deren Schönheit trotzdem zu ahnen“ meinten im Anblick der herrlichen Schultern, denen sie geraubt sind. „Gewiß, sie ist schön, Bewunderung und Staunen erweckt sie, die Phantasie trägt uns mit Macht zurück zu ihren Zeiten, aber fremd bleibt sie uns dennoch, und während wir im Anschauen verloren sind, sagt uns eine leise Stimme, es sei für uns kein Herz mehr in dieser Schönheit.“

Diese Anmerkung ist aufschlußreich und wichtig genug für die Erkenntnis unseres gefühlsmäßigen Verhaltens und unserer ästhetischen Reaktion gegen den Torso. Durch einen Akt, der in unserer anschauenden Einbildungskraft vollzogen wird, ergänzt der Betrachter aus sich heraus die vorgegebene Form

des teilweise zerstörten Kunstwerks. Die Widerstrahlungen der Vollkommenheit im Torso gehen für ihn in der fiktiven Wirklichkeit auf. Dies geschieht unmittelbar aus dem Formenschatz unserer lebendigen Vorstellung. Gleichgültig, ob wir vor den monumentalen Fragmenten der Akropolis stehen oder in den Farnesischen und Mediceischen Sammlungen die zerbrochenen Figuren griechischer oder römischer Bildhauer betrachten – wir vervollständigen die Schönheit der Körper in Gedanken, wir geben den Gegenständen unseres Wohlgefallens subjektive Rundung, Kontur, Bewegung und Leben – eben jenes Leben, das sie durch die natürliche Verwitterung oder Zerstörung, durch spätere absichtliche Eingriffe oder gar durch bilderstürmerisches Zerschlagen eingeübt haben.

Merkwürdig nur, daß wir, was der Geist spontan zu ergänzen imstande ist, in Wirklichkeit kaum nachzubilden vermögen. Zwischen dem subjektiven Hinzudenken des Fehlenden bis zu seiner Verwirklichung im plastischen Material scheint eine gewaltige Anstrengung zu liegen: denn alle Wiederherstellungsversuche sind problematisch geblieben. Berühmte Künstler aller Zeiten und Nationen haben es unternommen, die antiken Torsi aus der ursprünglichen Idee heraus zu ergänzen. Sie haben es mit wechselndem Geschick und Glück getan, und auch mit wechselndem Beifall. Die Geschichte der Restaurierungen ist darum in gewissen Grenzen zugleich die Geschichte der epochalen „Aufpfropfungen“ auf geschichtliche Stilformen der Plastik. Ergänzungen lassen natürlich der individuellen Phantasie des Betrachters keinen Spielraum. Sie tun dem überlieferten bildhauerischen Fragment in mehr als einer Beziehung Gewalt an.

Aber eines ist der antike Torso, und ein anderes das nicht vollendete Werk. „Gleich einem Leben, das nach unserer beschränkten Einsicht unvollendet blieb“, sagt Wilhelm Waetzoldt in vortrefflicher Erkenntnis des Problems, „weil es früh erlosch, hinterläßt ein unvollendetes Meisterwerk zwar den brennenden Schmerz über alles, was an Möglichkeiten mit ihm dahinging, aber auch die tröstende Ahnung, daß es Bruchstücke gibt, die schon das Ganze enthalten, unvollendete Schöpfungen, die keine Vollendung an Reife hätte überbieten können. Diese von den Rätseln des Lebens und von der Ahnung des Todes umwitterten Gebilde schließen sich zu einer Gruppe zusammen. Sie stellt viele Fragen: Warum sind die Meister der ‚Unvollendeten‘ nicht fertig geworden? Aus äußeren oder aus inneren Gründen? Hatten sie die Lust oder die Kraft verloren, bis zum Letzten einem Werk treu zu bleiben, oder genügte ihnen die unfertige Werkgestalt, weil diese, wie ein Aphorismus, in der Andeutung schon aussprach, was den Künstlern zu sagen wesentlich erschien? Oder hatten sie zu hoch in die Sterne gegriffen und ist das, was unvollendet blieb, zum tragischen Denkmal eines zu groß Geplanten geworden? Manchmal zögert auch die schaffende Hand gerade vor den letzten Federzügen, den letzten Meißelschlägen, den letzten Pinselstrichen. Jedes Abschließen eines Werkes schließt ja auch ein Stück des eigenen Lebens ab . . .“

Die Geschichte Michelangelos ist nur teilweise die Geschichte von „Werken, die nicht vollendet wurden“. Der Name des größten Bildhauers der neueren Zeit ist der richtige für einen Künstler, der nicht aus Prinzip einige grandiose Torsi geschaffen hat. Seine Skulpturen waren meistens unvollendete, nicht fertig gehauene, zuweilen stehen gelassene Werke, in denen aber die

Idee und der Umriss des Ganzen schon vollkommen sichtbar ist. Dabei seien jene Blöcke nicht gezählt, in denen er sich durch die titanische Art seines Schaffens offenkundig „ver-hauen“ hatte oder deren Stein für die erstrebten Proportionen nicht ausreichte. Seltsamerweise sind gerade manche seiner unvollendeten Plastiken diejenigen, die uns heute noch am intensivsten beschäftigen.

Auguste Rodin führt die Tradition der andeutenden michelangelesken Arbeitsweise nur insoweit fort, als er die dynamisch-seelische Bewegung aus der Umschlossenheit durch das Gestein oft bloß bis dahin verfolgt, wo die Veranschaulichung der künstlerischen Idee erzielt zu sein scheint. Rodin eröffnet andererseits einen neuen Abschnitt in der Geschichte der abendländischen Bildhauerei: er inauguriert den modernen Torso, den bewußt geschaffenen, von Beginn des ersten Meißelschlages am geplanten Torso, der in der Folge der Zeit noch manchen Nachahmer auf den Plan rief. Wo ein moderner Künstler auf den Torso zurückgreift, da verdankt dieser seine Existenz weder der Zerstörung, welche die Metapher vom „nagenden Zahn der Zeit“ so unschön entstellt, noch einer äußeren Unvollendung, sondern einem Formprinzip. Rodin verdeutlicht den völlig anderen Ursprung des modernen Torsos. Sein Torso gilt ganz als Schöpfung des künstlerischen Willens, als Träger einer bestimmten künstlerischen Absicht. Man mag sie darin erblicken, durch Weglassen aller oder einzelner Extremitäten über den bildhauerischen Rest etwas Besonderes auszusagen.

Durch den Torso will der moderne Künstler verhindern, daß das Interesse des Betrachters an der ganzen Form abgeleitet und daß ein besonderer Ausdrucksgehalt übersehen wird. Bewußt amputiert er die Gestalt, bewußt unterbricht er den Rhythmus der Kontur, die Harmonie der Naturform. Das Auge wird nicht mehr gezwungen, einigen leitenden und sammelnden Bewegungslinien zu folgen. Der ästhetische Genuß ergibt sich mehr als bei der ganzen vollkommenen Figur aus dem Spannungsverhältnis einiger räumlich naher Flächen. Der Blick wird beim bewußten plastischen Fragment auf einen Ausschnitt konzentriert, auf eine anmutige Merkwürdigkeit, auf ein charakteristisches Profil, auf ein kennzeichnendes Teilstück. Das Schauen auf diese Entelechie des Schönen läßt uns schließlich nicht mehr empfinden, daß Arme oder Beine ganz oder teilweise fehlen oder daß nur ein Rumpf, vielleicht sogar ohne Kopf, übriggeblieben ist.

So hat R. M. Rilke, der kongeniale Interpret Rodins die „Voix intérieure“ aufgefaßt, „die leiseste Stimme Victor Hugoscher Gesänge“. Wir zitieren die Stelle ausführlich, nicht allein wegen ihres sprachlichen Glanzes, sondern vielmehr des Hinweises halber, wie modern dieser fühlsame Betrachter der Plastik schon im Jahre 1903 über den Torso und seinen Sinn gedacht und geurteilt hat, lange bevor man seine neue Fragestellung begriff.

„Es fällt auf, daß die Arme fehlen“, heißt es in seinem Buch über den großen französischen Plastiker. „Rodin empfand sie in diesem Fall als eine zu leichte Lösung seiner Aufgabe, als etwas, was nicht zu dem Körper gehört, der sich in sich selber hüllen wollte, ohne fremde Hilfe. Man kann an die Duse denken, wie sie in einem Drama d'Annunzios, schmerzhaft verlassen, ohne Arme zu umarmen versucht und zu halten ohne Hände. Diese Szene, in der ihr Körper eine Liebkosung lernte, die weit über ihn hinausging, gehört zu

den Unvergesslichkeiten ihres Spieles. Es vermittelte den Eindruck, daß die Arme ein Überfluß waren, ein Schmuck, eine Sache der Reichen und der Unmäßigen, die man von sich werfen konnte, um ganz arm zu sein. Nicht als hätte sie Wichtiges eingebüßt, wirkte sie in diesem Augenblick; eher wie einer, der seinen Becher verschenkt, um aus dem Bache zu trinken, wie ein Mensch, der nackt ist und noch ein wenig hilflos in seiner tiefen Blöße. So ist es auch bei den armlosen Bildsäulen Rodins; es fehlt nichts Notwendiges. Man steht vor ihnen als vor etwas Ganzem, Vollendetem, das keine Ergänzung zuläßt. Nicht aus dem einfachen Schauen kommt das Gefühl des Unfertigen, sondern aus der umständlichen Überlegung, aus der kleinlichen Pedanterie, welche sagt, daß zu einem Körper Arme gehören und daß ein Körper ohne Arme nicht ganz sein könne, auf keinen Fall. Es ist nicht lange her, da lehnte man sich in derselben Weise gegen die vom Bildrande abgeschnittenen Bäume der Impressionisten auf; man hat sich sehr rasch an diesen Eindruck gewöhnt, man hat, für den Maler wenigstens, einsehen und glauben gelernt, daß ein künstlerisches Ganzes nicht notwendig mit dem gewöhnlichen Ding-Ganzen zusammenfallen muß, daß, unabhängig davon, innerhalb des Bildes neue Einheiten entstehen, neue Zusammenschlüsse, Verhältnisse und Gleichgewichte. Es ist in der Skulptur nicht anders. Dem Künstler steht es zu, aus vielen Dingen eines zu machen und aus dem kleinsten Teil eines Dinges eine Welt. Es gibt im Werke Rodins Hände, selbständige, kleine Hände, die, ohne zu irgendeinem Körper zu gehören, lebendig sind. Hände, deren fünf gesträubte Finger zu bellen scheinen, wie die fünf Hälse eines Höllenhundes. Hände, die gehen, schlafende Hände, und Hände, welche erwachen; verbrecherische, erblich belastete Hände und solche, die müde sind, die nichts mehr wollen, die sich niedergelegt haben in irgendeinen Winkel, wie kranke Tiere, welche wissen, daß ihnen niemand helfen kann. Aber Hände sind schon ein komplizierter Organismus, ein Delta, in dem viel fernherkommendes Leben zusammenfließt, um sich in den großen Strom der Tat zu ergießen. Es gibt eine Geschichte der Hände, sie haben tatsächlich ihre eigene Kultur, ihre besondere Schönheit; man gesteht ihnen das Recht zu, eine eigene Entwicklung zu haben, eigene Wünsche, Gefühle, Launen und Liebhabereien. Rodin aber, der durch die Erziehung, die er sich gegeben hat, weiß, daß der Körper aus lauter Schauplätzen des Lebens besteht, eines Lebens, das auf jeder Seite individuell und groß werden kann, hat die Macht, irgendeinem Teil dieser weiten schwingenden Fläche die Selbständigkeit und Fülle eines Ganzen zu geben . . .“

Wilhelm Lehmbruck dachte und gestaltete so, und Georg Kolbes Torsi bezeugen dieselbe Tendenz Rodins, dem Fragment den größten Umfang an Schönheit beizulegen. Von Lehmbruck ist bekannt, daß er beim Modellieren die gewagtesten Experimente machte: wie der Zauberkünstler durchschnitt er die Formen vieler Figuren, nahm hier einen Beinansatz weg, der ihm zu massig aus der Fläche herauszudrängen schien, beseitigte dort einen Arm, womöglich auch den Kopf, um zu einem neuen Torso von vollendetem Ebenmaß zu gelangen. Sein „Weiblicher Torso“, sowohl der Duisburger wie der Pariser vom Jahre 1918, enthält so nur die gereinigte Schönheit, eben nur das, was Lehmbruck von der ganzen Figur am besten gefiel. Kolbes „Großer Torso“ von 1929, sein „Dionysos-Torso“ von 1932 trifft uns genau in der-

selben Situation wie etwa der grandiose Torso vom Belvedere, oder die Variante des berühmten Myronischen Diskuswerfers, oder der gewandete spätrömische Venus-Torso vom Thermen-Museum zu Rom. Und endlich Maillols „Torso einer Frauenfigur“: er vermittelt die gewaltige Spannung einer gewölbten Fläche, das Konvexe der Form, die überwältigende Lebensfülle eines Fragments wahrscheinlich mit noch stärkerer Eindringlichkeit als die ganze Figur.

Der Einwand, wer etwas Ganzes vollbringen könne, schaffe keinen Torso, ist somit nicht mehr stichhaltig. Vor allem die Auffassung, daß nur das Ganze schön, daß alle willkürliche Unterbrechung der Naturformen ästhetisch nicht zu rechtfertigen sei, mag für die klassizistische Wissenschaft vom Schönen noch gegolten haben – aber seitdem haben sich die Grenzen der Kunst beträchtlich erweitert. Man teilt das Befremden nicht mehr, das einmal Bernhard Hoetgers „Weiblicher Torso“ wegen seiner „abgehackten“ Beine und Arme hervorrief. Während man vergleichsweise Max Klingers Frauenfigur „Amphitrite“ trotz der fehlenden Arme noch als „geschlossene Plastik“ empfand, konnte man bei jenem „beim besten Willen“ nicht den grausigen Eindruck des Verstümmelten überwinden. Aber man wird schließlich ungewiß, ob die modernen Künstler von vornherein nicht doch etwas Ähnliches gewollt haben wie die absichtslos formabschleifende, formschaffende Natur mit den griechischen oder römischen Torsi.

Ästhetisch betrachtet hat ja in der Plastik weder ein Kopf noch eine Hand noch ein Fuß oder ein Rumpf einen Vorrang. Die modernen Plastiker schritten auf diesem historischen Pfade fort: Sie haben die Gestalt noch weiter unterteilt. Der körperliche Einzelteil verliert zwar seine Funktion, gewinnt dafür aber Eigenbedeutung, er wird selbständig.

Der Torso, der als selbständiges Thema der Plastik erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschien, ist von Herbert von Einem in einer besonderen Untersuchung noch als „Monumentalisierung des Entwurfs“ beansprucht worden, „den jene unter den neueren Künstlern bevorzugen, für die der Gegenstand seine Eigenbedeutung verloren hat“. Auch Hans Sedlmayr machte sich neuerdings dessen anfechtbare These zu eigen. Er bezeichnete den Torso als „Erhebung des Entwurfs zum Werk“, um damit den bedenklichen Drang der Zeit, „über die Grenze des nur Menschlichen hinauszugehen“, zu apostrophieren und den Rest von Unnatürlichem, der in jedem bewußt geschaffenen Teilstück enthalten ist, kulturphilosophisch als Verlust an Leben, als „Verlust der Mitte“ zu deuten.

Uns scheint zwar manchmal, auch die Künstler der Torsi hätten empfunden, wie oft uns die Hände, im Umgang mit uns selbst und mit anderen, hinderlich sind und verlegen machen. Manche Plastiker lieben den Torso möglicherweise deshalb, weil er den Betrachter gerade diese Schwierigkeit nicht empfinden läßt. Nun begreift man erst den ungeheuren Tiefsinn jener scheinbar paradoxen Worte, die mir ein bedeutender Bildhauer einmal hinwarf: „Die Venus von Milo wäre nicht so schön, wenn sie ganz wäre.“

Große deutsche Familien VI

Die Scheiblers

Nicht weit von Aachen, unmittelbar an der belgischen Grenze, liegt eine Ortschaft, die zu den reizvollsten Gebilden deutscher Städtebaukunst gehört und dazu über einen nicht minder reizvollen Namen verfügt: Montjoie – „Berg der Freude“, sofern man das hübsche Wort übersetzen will, das vom Volksmund in Monschau abgeändert worden ist. Mag man vom Osten, von Köln und Düren her kommen, auf einem Wege, der nach allem Wiederaufbau auch heute noch an verkohlten Baumstümpfen und einem riesigen Kriegerfriedhof vorbei durch eine der gespenstischsten und tragischsten Landschaften unseres Vaterlandes, nämlich durch den Hürtgenwald führt, oder nördlich von Aachen her, von wo uns eine fast schnurgerade Straße nach Monschau geleitet, die allerdings unterwegs für einige Kilometer links und rechts hermetisch abgeriegelt ist, da sie seit dem letzten Weltkrieg einen hier herüberreichenden belgischen Zipfel zu durchqueren hat: von jeder Seite her widerfährt einem stets aufs neue die gleiche freudige Überraschung, sobald man die letzten, windzerzausten Dörfer des Hohen Venn hinter sich hat und plötzlich auf dieses einzigartige Städtchen hinunterblickt. Das liegt mit Giebeln und Schieferdächern, mit Burg und Kirchtürmen dicht angeschmiegt an eine große Schleife der Rur (oder Roer), die sich hier tief in die Hochfläche des Hohen Venn eingegraben hat und mit der schroffen Landschaft und dem vielfältigen Häusergewirr eine bezaubernde Einheit bildet.

Was tut man, wenn man nach Monschau kommt und sich nicht gerade möglichst schnell um eine Karte für die im Burghof stattfindenden Monschauer Festspiele kümmern muß? Deren Ruhm ist zumindest in den Rheinlanden seit einigen Jahren fest begründet: Hilpert hat sich zuerst ihrer angenommen, dann das Aachener Theater, und hätte es nicht im Sommer 1954 ununterbrochen geregnet, so hätte Monschau eine vom Kölner Generalintendanten Herbert Maisch inszenierte „Don Juan“-Aufführung erlebt, allerdings nicht im Burghof, sondern auf dem Platz vor dem „Roten Haus“.

Und damit wären wir bei Monschaus größter Attraktion angelangt, bei dem, was man unbedingt besichtigen muß. Montjoie – Monschau, das schon im 12. Jahrhundert erwähnt wird, hat viele Reize, die Natur und Geschichte ihm verliehen haben, es hat zwei sehenswerte Kirchen und eine Menge stattlicher Patrizierhäuser, die noch dazu fast alle vom Kriege verschont geblieben sind: es hat aber nur *eine* Perle, und das ist das „Rote Haus“, das unter Denkmalschutz steht und schon eine Menge Literatur erzeugt hat. Eigentlich müßte man diesen großartigen, dreigeschossigen Baukörper aus roten Ziegeln, von dessen acht Fensterachsen sechs in den zweigeschossigen, schiefergedeckten Giebel hinaufgezogen sind, ein „Hochhaus“ nennen, und für die damaligen Zeiten ist es das auch gewesen. Freilich: in dem schmalgeländigen Montjoie mußte man so bauen, so mußte man ein Haus ausfüllen, das zugleich ein Wohnhaus und ein Kontor- und Lagerhaus war, mit zwei Eingängen und

mit zwei Namen: „Zum Helm“ und „Zum Pelikan“. So mußte man es mit der Rückseite an die Rur stellen, weil das Flößchen zum Aus- und Einladen und zu mancherlei Verrichtungen sonst nützlich war, und so konnte man es ausstatten: nämlich mit der schönsten, spätbarocken, in frei schwebender Steigung durch drei Stockwerke führenden Treppe, deren heiter-bewegtes Schnitzwerk auf wellenartig anschwellenden Kartuschen in einundzwanzig Szenen die Vorgänge der Tuchbereitung schildert, vom Scheren der Schafe über das Färben, Spinnen und Weben der Wolle bis zum Verladen der fertigen Tuchballen auf die Fuhre.

So nobel konnte man außen und innen, von der kupferfunkelnden Küche bis zum zierlichen Boudoir der Hausherrin verfahren, wenn man *der* Tuchfabrikant dieser Gegend und des 18. Jahrhunderts war und Johann Heinrich Scheibler hieß: 90000 Gulden hat dieser gute Mann für sein „Rotes Haus“ aufgewandt, sagen wir ruhig: dafür aufwenden können. Die fröhliche Stupsnase, das ruhige, in den Ecken des schmalen Mundes verborgene Lächeln, mit dem er aus einem der vielen Bilder dieses Hauses auf den Beschauer herniedergrüßt, erzählen von einer aktiven, das Leben bewältigenden Intelligenz, über die er offenbar nicht als erster und schon ganz gewiß nicht als letzter seines Stammes verfügt zu haben scheint.

Vieles weiß der dem Hause verbundene Führer zu berichten, der auch gern einmal die Schränke öffnet, Bücher herausholt, Scherenschnitte, vergilbte Tagebuchblätter und Albumwidmungen vorzeigt und voller Stolz auf eines der interessantesten Stücke weist: auf ein Buch mit über 3000 Tuchmustern aus den Jahren 1740–1800, die einmal für eine Ausstellung in Aachen zusammengestellt worden waren. Darunter sind Muster für den Harem des Sultans („Drap-Serails“), dicke Wollstoffproben für Polen und Rußland, die wir heute „Mohair“ nennen würden, hochmoderne Westenstoffe, die auch heute noch jeden Modefreund entzücken müssen. Auch ein Kochbuch, das eine Scheiblerin, geborene Koblanck aus Berlin (1826–1828), verfaßt hat, gehört zu den Sehenswürdigkeiten: „Sauerkohl mit Pflückhecht“ ist da zu finden, auch eine „Entenpastete“, nicht aber das Rezept zu den eingeborenen Monschauer „Sahnetütchen“, die man gegessen haben *muß* – in der „Alten Herrlichkeit“ oder einer der kleinen Konditoreien, sonst ist man nicht in Monschau gewesen.

So ausdauernd man aber auch von dem Hüter des „Roten Hauses“ – das übrigens zur Hälfte der Stadt, zur anderen Hälfte dem Kölner Ur-Urenkel des Erbauers, Hans Carl Scheibler, Mitinhaber der Chemischen Fabrik Kalk GmbH., gehört – instruiert werden mag: will man möglichst lebendige Dinge zur Familiengeschichte erfahren, so tut man gut, einmal zum Schloßberg hinaufzuklettern, wo ein jugendlicher Siebziger, der ehrenamtliche Bürgermeister Walter Scheibler, Tuch- und Reißwollfabrikant, dem Besuch auf der Gartentreppe entgegenkommt und ihn dann so an eines der Erkerfenster placiert, daß das Rurtal und das torfhaltige Hohe Venn, die evangelische Kirche und das „Rote Haus“, die alle ihre Rolle in der Familiengeschichte spielen, drunten anschaubar ausgebreitet vor dem Fremden liegen.

Die Scheiblers stammen aus Gemünden an der Wohra, einer kleinen Stadt in der hessischen Grafschaft Ziegenhain, aus der sich auch noch einige andere

bekannte Familien herleiten, etwa die Schleiermachers und die Ahnen der Gebrüder Grimm (siehe hierzu: Else Wissenbach, Geschichte der Stadt Gemünden an der Wohra. Bärenreiter-Verlag, Kassel, 1953). Erwähnen wir auch gleich zu Beginn, um es ja nicht zu vergessen, daß Goethe „oben“ in seinem Stammbaum zweifach Scheiblerahnen besitzt: eine Catharina Scheibler aus Gemünden (geb. 1643), die mit dem Marburger Superintendenten Steuber verheiratet war und in der VI. Generation unter Nr. 63 als Goetheahnin erscheint, während unter Nr. 127 ein Wollhändler Johann Hartmann Scheibler und seine Frau Elisabetha geb. Schröderin auf seiner Ahnentafel ihren Platz haben. Die Sache wird schließlich noch ganz kompliziert und führt bis zu Karl dem Großen und zu astronomischen Zahlen der Vorfahren – der Bürgermeister faßt das in die einprägsamen Worte zusammen: „Wir sind über die Textors verwandt!“ Das wenigstens kann man behalten (siehe hierzu und überhaupt zur Familiengeschichte: Walter Scheibler, „Scheibler“, Geschichte und Schicksalsweg einer Firma in sechs Generationen. Aachen 1937).

Ein Johannes Scheibler – der Familienname wird neuerdings als Herkunftszusammenhang, nicht als „Scheibeler“ = Radmacher erklärt – ist um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Gemünden als Bürgermeister verzeichnet. Jedenfalls mußte er seinen ledernen Eimer zur städtischen Feuerwehr aufs Rathaus stiften, das bedeutete eine Bürgerverpflichtung. Einer seiner Söhne war Magister Johannes Scheibler d. Ä. (1553–1597), der als Pfarrer zu Armsfeld in Waldeck wirkte, dort aber zusammen mit seiner Frau innerhalb von zwei Tagen von der Pest, dem „großen schwarzen Tod“ jener Zeiten, dahingerafft wurde. Von seinen Kindern ist Christoph, der damals erst acht Jahre alt war und der nach dem jähen Tod seiner Eltern von Verwandten aufgezogen wurde, zu einer der berühmtesten Scheiblergestalten geworden – wir werden gleich noch von seinem Werdegang zu berichten haben, der ihn weit von der Heimat fortführte. Doch lohnt es sich, noch einen Blick auf den Gemündener Zweig zu werfen. Er wurde von Hartmann Scheibler weitergeführt (1564 bis 1634): der war Kaufmann und Besitzer großer Schafherden, mit denen er nachweislich zur Ostermesse 1613 nach Frankfurt reiste. Dabei hatte er das Pech, daß ihm auf der Rückreise außer seinem eigenen Geld 222 spanische Taler, die er für einen Bekannten aus Gefälligkeit mitgenommen hatte, nachts vom Karren gestohlen wurden, da er den leichtsinnigerweise unbewacht auf dem Hofe des Gasthauses hatte stehenlassen. Den sich daraus ergebenden Prozeß verlor er – er konnte es sich aber allem Anschein nach bereits leisten, so viel Geld zu verlieren, ohne Schaden zu nehmen.

Nachfolger im Familienbesitz war sein Sohn Johannes Hartmann Scheibler, der von 1609–1680 lebte, noch häufiger als sein Vater zum Bürgermeister gewählt wurde und der unbestreitbar reichste Schafherdenbesitzer Gemündens war. In ganz Hessen, damals das „Wollenland“ genannt, stand die Schafzucht in hoher Blüte; sie war die Grundlage für die Tuchmacher und gab zugleich eine gute Einnahmequelle für die Stadt ab, die den städtischen „Wollenzoll“ erhob. Jeder Schafherdenbesitzer hatte den 50. Hammel abzuliefern, und diese von der Rentkammer angeordnete Zählung war der „Hammelschnitt“, nicht etwa ein Beschneiden der Böcke. Von 555 Hammeln hatte also unser Scheibler insgesamt 11 Hammel abzugeben. Übrigens war er zugleich Wollhändler und kaufte auch, im Lande umherziehend, Wolle

auf. Dabei wird die „Hausmarke“ neben dem allgemein üblichen Bürgerwappen eine Rolle als Signum für seine Säcke und Wollkludern gespielt haben. Schon der älteste urkundlich nachweisbare Scheibler führte einen Widder im roten Felde; für die vielen Generationen von Pastoren, die die kurz nach der Reformation zum evangelischen Glauben übergetretene Familie hervorgebracht hat, mag der Widder allerdings eher das „Lamm“ bedeuten haben, bis dann wieder die Scheiblers der Monschauer Tuchindustrie darin ihr passendes, wolletragendes Wappentier erblickten.

Allmählich sind dann die Scheiblers aus Gemünden verschwunden; doch haben noch viele von den Nachfahren der Stadt die Treue gehalten, ihrer in Stiftungen gedacht und sie psalmenähnlich besungen, und auch die Stadt ihrerseits hat sich gern ihres großen Sohnes, des Magisters Christoph in Dortmund, erinnert, indem sie ihn in den durch den Dreißigjährigen Krieg verursachten Nöten um Hilfe anging, die ihr auch bereitwilligst zuteil wurde. Aber dann gab es zunächst einmal 200 Jahre lang in dieser Familie, die sich ins Rechtsrheinische gewandt hatte, immer nur Pastoren und wieder Pastoren und Töchter, die evangelische Geistliche heirateten. Und es gab unbeschreiblich viele Kinder: ein dreimal verheirateter Pastor Scheibler brachte es auf 23, der Durchschnitt aber lag bei 10 bis 14. Auch unter den pastoralen Schwiegersöhnen und -vätern tauchen allerhand repräsentative Namen auf: so z. B. der Marburger Professor Peter Haberkorn (1604–1676), der einem fränkischen Adelsgeschlecht entstammte. Er war ein berühmter Apologet und Polemiker, dem es vor allem um die Bekämpfung der katholischen Kirche und der Konvertiten ging. Er war mit der Tochter des berühmten Gießener Theologen Justus Feuerborn verheiratet, er hatte 14 Kinder und 42 Enkel! Man muß ein solches Faktum einmal für einen Augenblick überdenken, um zu begreifen, welche ungeheure, kulturelle Funktion das protestantische Pfarrhaus im 17. und 18. Jahrhundert gehabt hat (der schon erwähnte Kölner Hans Carl Scheibler ist in seinen zusammen mit Dr. Karl Wülfrath herausgegebenen „Westdeutschen Ahnentafeln“, Böhlau, Weimar, diesen Zusammenhängen sorgfältig nachgegangen).

Nicht nur innerhalb seiner eigenen Familie, sondern auch unter den zeitgenössischen Theologen ragt jener früh verwaiste Christoph Scheibler (1589 bis 1653) hervor, den mildtätige Verwandte auf die Lateinschule in Gemünden holten und dann schon bald angesichts seiner großen Begabung aufs Pädagogium in Marburg schickten, wo er mit 13 Jahren zu den Vorlesungen zugelassen wurde (Marburg, die erste protestantische Universität, war 1527 vom Landgrafen Philipp von Hessen gegründet worden). 16jährig bestand Christoph das Bakkalaureat in Gießen, mit 18 Jahren wurde er Magister der Philosophie. Knapp 20 Jahre war er alt, als man ihn in Gießen die griechische Sprache, bald darauf auch Logik und Metaphysik lehren ließ. 1616 wurde er zum Dekan, 1617 zum Rektor der Universität Gießen gewählt, 1625 trat er das Amt eines „Gymnasiarchen“, d. h. eines Leiters des weltberühmten Archigymnasiums, einer Art Theologenausbildungsstätte, in Dortmund an. Und dort hat der begabte Mann, der „lutherische Bischof“, wie man ihn nannte, viele Jahrzehnte auch als Superintendent gewirkt. Kaum zu zählen sind seine Predigten; die Schränke des „Roten Hauses“ bergen seine zahlreichen gelehrten opera und sein Porträt: ein ernstes, voll-

bärtiges Gesicht über dem gefalteten Beffchen ist mehrfach, in Öl und als Stich, vorhanden. Es ist wohl nicht allzu gewagt, zu vermuten, daß jeder Zweig der so vielfach verästelten Scheibler-Familie das Porträt des Ahnen in dieser oder jener Reproduktion besitzt: jedenfalls hängt eine Kopie nach dem Originalölbild, von bräunlicher Patina wie von einer Aura der Ehrfurcht umgeben, auch in dem kleinen Villenhaus eines Westberliner Vortes, bei dem Professor für organische Chemie an der TU Helmuth Scheibler (geb. 1882 in Monschau), der ein Vetter des Bürgermeisters ist, ein „doppelter“ Vetter sozusagen, da in beiden Fällen – und das ist innerhalb der Scheiblergeschichte oftmals geschehen! – die Mutter ebenfalls eine Scheibler ist.

Wie aber ging es mit Magister Christoph weiter? Er starb „in den Sielen“, nämlich auf dem Wege zur Kanzel, und wurde von seiner Gemeinde, die ihn tief betrauerte, in der Reinoldikirche zu Dortmund begraben. Von seinen sechs Söhnen hat Magister Johannes d. J. (1628–1689), der zunächst außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte in Gießen war, später als Inspektor der Bergischen Kirche von Lennep aus den Nepotismus betrieben. Sohn und Enkel dieses Mannes waren auch noch Theologen; seinen Urenkel finden wir dann aber Anfang des 18. Jahrhunderts in Montjoie bei der Tuchfabrikation, und von dessen Sohn, Karl Wilhelm (1820–1881), wird noch besonders zu reden sein, weil durch ihn die Filiation der Scheiblers und ihrer Baumwollfabrikation nach Lodz in Polen stattfand.

Ein jüngerer Sohn des Magisters Johannes, Bernhard Georg Scheibler (1674–1743), wurde Pastor zu Volberg im Bergischen; er heiratete die Tochter seines Amtsvorgängers Wittenius und hatte mit ihr 11 Kinder. Von den fünf Söhnen wurden jedoch nur noch zwei Theologen, nur eine von sechs Töchtern brachte einen geistlichen Schwiegersohn in die Familie. Bei den anderen Söhnen und Schwiegersöhnen finden wir nun mit einmal den Übergang zum Kaufmannsstand. Und diese Wendung führt ziemlich schnell und überraschend – just so, wie wenn man mit einer Wendung der Straße von Aachen her ins Rurtal käme – nach Montjoie! Es ist ein munterer, stupsnasiger Jüngling (sein Bild aus späteren Jahren kennen wir schon), den wir da des Weges ziehen sehen: wir haben Johann Heinrich Scheibler, den 1705 geborenen zweiten Sohn des Volberger Pastors vor uns. Die Lateinschule hat ihm nicht mehr geschmeckt, und so hat er beschlossen, Kaufmann zu werden. Verwandtschaftliche Beziehungen kommen zu Hilfe: ein paar Jahre zuvor war ein Bruder der Mutter, Wittenius, als erster Pfarrer an die nach langen Kämpfen endlich gestattete lutherische Gemeinde nach Menzerath bei Montjoie gekommen; denn das zum Herzogtum Jülich gehörende Montjoie ist, obwohl seit langem eine Zufluchtsstätte aus Aachen vertriebener Protestanten, nach dem Übertritt des Pfalz-Neuburger Herzogs zum Katholizismus im Leben der evangelischen Gemeinde sehr behindert gewesen. Eine Schwester der Mutter ist zudem mit dem Tuchfabrikanten Matthias Offermann in Imgenbroich – kurz vor Montjoie – verheiratet. Matthias Offermann ist einer der damals bedeutendsten Tuchfabrikanten. Johann Heinrich Scheibler tritt bei ihm als Lehrling ein, lernt und überdenkt alle Möglichkeiten, sieht und kritisiert alle Schwächen der Montjoier Tuchindustrie, der es auf Grund kompliziertester Zollgesetze der angrenzenden Stadtgebiete vor allem an Absatz mangelt – und sinnt auf Abhilfe. Der begabte, ja, wahrscheinlich in

seiner Art geniale Bursche ist ganze 18 $\frac{1}{2}$ Jahre alt, als die Tochter seines Meisters, seine Cousine Maria Agnes Offermann, Witwe wird; damit aber die Tuchfabrik ihres verstorbenen Mannes Christoph Schlösser in der Familie bleibe und weil Offermann außerdem eine hohe Meinung von seinem Lehrling hat, bekommt Scheibler die um sieben Jahre ältere Agnes zur Frau.

Unmittelbar nach seiner Heirat im Jahre 1724 nimmt Johann Heinrich die Leitung der Schlösserschen Fabrik in die Hand, der er nun seinen eigenen Namen gibt (siehe hierzu: Ernst Barkhausen, „Die Tuchindustrie in Montjoie, ihr Aufstieg und Niedergang“. Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft, Aachen 1925). Von diesem Augenblick an beginnt Montjoies große Epoche; dem noch nicht Zwanzigjährigen wird schon im nächsten Jahr der erste Sohn, Bernhard Georg, geboren, von dem sich einmal einer der geadelten Scheiblerzweige herleiten wird. Johann Heinrich erkennt mit bewundernswertem Weitblick, daß die Beschränktheit des Absatzgebietes nur durch Verbesserung der Qualität, nur durch den Wettbewerb mit englischen und französischen Erzeugnissen überwunden werden kann. So führt er denn die feinsten spanischen Wollen ein, die zu Schiff bis Rotterdam, von da an mit der „Pferdeachse“ gebracht werden; er riskiert jahrelang ungeheure Gelder auch mit der Verbesserung der Fabrikationsmethoden, z. B. des Scherens und Färbens der Tuche, und allmählich faßt er Boden und erscheint, ab 1730, mit besonders feinem Tuch und revolutionierend neumodischen Farben auf den Messen von Braunschweig, Frankfurt und Leipzig. Der Geschmack des Rokoko, der nun verschiedene Farben für Rock, Weste und Hose verlangt, kommt seinen Bemühungen entgegen, seine „geflamnten“ und bunt gemusterten Tuche erobern sich den Weltmarkt. Seine Geschäftsbeziehungen reichen nach Spanien, Portugal, Rußland und dem Orient (dies ist die Zeit, da seine Vertreter mit dem Musterbuch bis zum Sultan reisen). 1762 beschäftigt er einige tausend Menschen, natürlich vor allem Heimarbeiter, in Montjoie und in der Eifel; in seinen Betrieben wird sechsmal soviel Tuch hergestellt wie in allen anderen Betrieben zusammen. Aber obwohl er den Menschen dadurch viel Brot gab, hatte das nicht nur Anerkennung, sondern auch Neid und Intrigen zur Folge; es gab manchen scharfen Schriftwechsel mit der kurfürstlichen Behörde in Düsseldorf, wenn beispielsweise sich jemand beklagte, daß zusätzlich aus dem Limburgischen eingeführte Arbeitskräfte den Wohnraum „verknappten“ und die Preise in die Höhe trieben! Da heißt es denn in einem seiner Schreiben: „Ich Joh. Heinr. Scheibler der ältere ernähre alleinig von meiner Fabrique beständig mehr als 4000 Menschen und bin ohne eigenen Ruhm zu melden derjenige, der das Monjoyer Tuch durch ganz Europa in die Renomee und ich möchte sagen Millionen Geldes in das Monjoyerland und Nachbarschaft gebracht habe.“ Der kurfürstliche Bescheid war in diesem Falle günstig; er bestätigte ihm: „Wahrlich ein erwünschtes Etablissement in einem Lande, wie das kalt und unfruchtbare Monjoy, wo von dem garnicht beträchtlichen Ackerbau die wenigsten Menschen sich ernähren können.“

Gegen Ende seines Lebens ließ Scheibler sich und seinen Nachfahren das Stammhaus der Familie, jenes „Rote Haus“, erbauen, das noch heute das Zeichen berechtigten Bürgerstolzes an der Stirne trägt. Namhafte Kunsthistoriker haben es beschrieben (siehe Richard Klapheck, „Die Baukunst am

Niederrhein“; Paul Schönen, „Bürgerliche Wohnkultur des 18. Jahrhunderts in Aachen und Monschau“), aber seltsamerweise herrscht über den Baumeister völlige Unklarheit. Lange Zeit hat man das kunstreiche Gebäude dem Aachener J. J. Couven zugeschrieben; neuerdings hält man einen Baumeister aus dem Bergischen Land – aus dem ja auch die Familie herüberkam – für wahrscheinlicher.

Johann Heinrich selbst hat das 1756 fertiggestellte Haus nicht mehr bewohnt. Es ist das wohl erklärlich, da während des Baus seine Frau gestorben war. Er starb 1765; seine Söhne Ernst und Wilhelm bezogen das Doppelhaus gemeinschaftlich- getrennt; zusammen mit ihrem Bruder Paul, der schon zu Lebzeiten des Vaters eine eigene Firma gegründet hatte, führten sie das väterliche Unternehmen als Firma „Johann Heinrich Scheibler Söhne“ weiter. Nur der älteste, Bernhard Georg (1724–1786), hatte sich in Hagen und Herdecke (Grafschaft Mark) selbständig gemacht. Dort gewährte ihm der Landesherr der Mark, der den Wert einer blühenden Industrie erkannte, allerhand Privilegien (Befreiung vom Heeresdienst für ihn und seine Angestellten u. a.), doch kehrte Bernhard Georg später wieder nach Montjoie zurück. Er errang die Anerkennung des Jülicher Landesherrn, des Kurfürsten Karl Theodor zu Pfalz-Bayern, der ihn 1781 in den erblichen (bayerischen) Adelsstand erhob, indem er ihm den Titel „Edler“ verlieh. Einer seiner Söhne wurde 1783 sogar von Kaiser Joseph II. in den Reichsadelsstand erhoben, und dessen Enkel war Georg Hermann Mumm aus Frankfurt – aus dieser Ecke fließt also der Sekt in die Familie. Ein Enkel von Bernhard Georg Scheibler, der erste preußische Landrat des Kreises Eupen, begründete mit seiner Frau, einer geborenen Paulus, einen katholischen Zweig der Familie.

Johann Heinrich hatte seinen Kindern nicht nur ein beträchtliches Vermögen und genaue geschäftliche Anweisungen hinterlassen, sondern auch eine von den geistlichen Vorfahren überkommene fromme Gesinnung, die in ihm bei allen Erfolgen lebendig geblieben war. Seiner Handbibel aus Lennepers Jugendtagen hatte er für seine Kinder noch kurz vor seinem Tode die Eintragung mitgegeben: „Meinen lieben Kindern hinterlasse und recommendire noch diesen werthen lieben Schatz. Zum guten Andenken mit der Väterlichen bitte und erinnerung daß Sie auch das theure werte Wort, und die Hertz und Seele erquickende schöne gesänge: deren ich ohne Ruhm zu melden: bey meiner leiblichen arbeit und bey Hundert zwanzig auswendig gelernet lieb haben mögen . . . Bauet auch also auf euren allerheiligsten Glauben und betet. Amen.“

Von Wilhelm, der als die repräsentative Figur der nächsten Generation anzusehen ist, werden denn auch in Erfüllung dieser väterlichen Ermahnung alle Einnahmen im Hauptbuch mit einem „Gott Lob!“ begleitet. Ob es dem Sohne dabei so von Herzen gekommen ist wie dem frommen Vater, bleibe dahingestellt; wenn man die reizvollen Bilder von ihm und seiner Gemahlin Theresia Elisabeth Böcking aus Trarbach betrachtet (in jenem Moselländer Hause sollte übrigens Goethe häufig als Gast zu sehen sein), ist man nicht völlig überzeugt davon. Da steht er, in Monschauer farbiges Tuch gekleidet, neben ihr, die in einen rosa-grauen Duft gehüllt an einem Tischchen sitzt und eine Kaffeekanne anhebt; er hat bereits seine Tasse in der Hand und rührt in dem braunen Naß, das damals neu und teuer war und mit dem man sich deshalb unbedingt zeigen mußte. Das Schälchen mit dem Kandiszucker

steht auch daneben – auch das war eine Rarität, deren Besitz von Wohlstand zeugte. Und alle diese hübschen Gegenstände samt ihrem Inhalt sind vom Maler mindestens so gut porträtiert worden wie ihre lächelnd dreinschauenden Besitzer; das alles strahlt eine so naiv-fröhliche Zufriedenheit mit Gott, der Welt und den eigenen Erfolgen aus, daß man den guten Leuten ihren Kaffee mit Kandiszucker von Herzen gönnt, selbst wenn man das harte Urteil eines Nachfahren „Der Wilhelm war ein Protz!“ nicht ganz unberechtigt findet.

Bevor wir uns mit den Kindern und Kindeskindern dieses kaffeetrinkenden Ehepaares beschäftigen, die uns schon bis in die Gegenwart führen, müssen wir aber noch schnell einen Blick auf einige bemerkenswerte Erscheinungen abseits dieser Scheiblerschen Haupt- und Tuchlinie werfen. Johann Heinrich, der Gründer des „Roten Hauses“, hatte einen jüngeren Bruder namens Wilhelm Wimar (1715–1803), der durch Friedrich den Großen als Leiter der Königlichen Militär-Tuchfabrik (Lagerhaus in der Klosterstraße) nach Berlin berufen wurde. Sein zweiter Sohn, Bernhard Wilhelm Scheibler (1747–1857), ein Kaufmann in Berlin, heiratete eine Anna Sophie Koblanck, Tochter des dortigen Amtschirurgen Koblanck. Er holte sich eine gute „Köchin“ ins Haus; denn ihr verdankt die Scheiblersche Familie, verdankt die Nachwelt das Kochbuch mit den Rezepten für Entenpastete und Pflückhecht. Aber damit nicht genug: aus diesem gastronomischen Hause ging ein Sohn hervor, Karl Friedrich Heinrich (1782–1860), der nun nicht Enten zu Pasteten formte, sondern in Ton arbeitete: er wurde nämlich Bildhauer und ein Schüler Schadows. Eines Tages erhielt er den Auftrag von der preußischen Regierung, die von Napoleon I. gestohlenen Kunstschatze nach Berlin zurückzuführen, darunter die Quadriga vom Brandenburger Tor. Bei der Gelegenheit holte er sich aus Paris eine Ehefrau, die den Stamm Scheibler aber nicht durch Kinder bereichert hat.

Noch einen anderen Scheibler finden wir im 19. Jahrhundert in Berlin, auch er ist, über den fünften Sohn, ein Enkel von Wilhelm Wimar. Carl Bernhard Wilhelm Scheibler (1827–1892) studierte in Berlin und Königsberg Chemie und spezialisierte sich dann in Stettin und Berlin auf die Rübenzucker-Industrie (für die er auch eine Zeitschrift herausgab). Verheiratet war er mit Auguste von Riesen aus Elbing. In Berlin gründete er ein Fachlaboratorium für die Zuckerindustrie und wirkte auch als Lehrer am landwirtschaftlichen Lehrinstitut. Da er wissenschaftlich viel publizierte und überhaupt ein sehr aktiver und erfinderischer Mann war, wurde er 1880 zum Professor und einige Jahre danach – anlässlich seiner Untersuchungen über rauchloses Pulver – zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Sein Freund Bismarck hat ihm die Urkunde mit einem Handschreiben übermittelt. Schließlich war Scheibler auch noch einer der Gründer der Deutschen Chemischen Gesellschaft. Sein zur Zeit noch an der Charlottenburger TU wirkender Namensvetter und Fachkollege Helmuth Scheibler ist aber nur entfernt mit ihm verwandt, denn er stammt von der Montjoie-Linie ab.

Blättert man in Scheiblerschen Stammbüchern nach rückwärts, so stellen sich noch weitere Berliner oder preußische Scheiblers heraus. Da ist z.B. noch Johann Daniel von Scheibler gewesen, der in gerader Linie vom berühmten Magister Christoph herkommt: er wurde zu Stargard in Pommern geboren (1745) und gehörte als Jurist zu jenen Mitgliedern der Küstriner

Regierung, die in dem Müller Arnold'schen Prozeß den Unwillen Friedrichs des Großen erregten und von ihm auf die Festung Spandau geschickt wurden. Friedrich Wilhelm III. hingegen erhob den rechtschaffenen Mann 1798 in den Adelsstand. Ein jüngerer Bruder dieses „Spandauers“, Johann Friedrich von Scheibler (1750–1810), wirkte in der Justizverwaltung und als Direktor des Hofgerichts in Westpreußen; seine Familie war zumindest für eine Generation in Marienwerder ansässig. Er wurde bereits 1794 und noch von Friedrich Wilhelm II. geadelt.

Ein Mann muß aber noch besonders herausgestellt werden, der weder in die Theologie noch in die Tuchfabrikation und auch nicht eigentlich nach Preußen gehört: das ist Karl Freiherr von Scheibler, der k.k. österreichische Feldmarschall-Lieutenant (1772–1843). Zwar stammte er aus Montjoie: denn er war ein Sohn Bernhard Georgs und ein Enkel Johann Heinrichs und trat zuerst in preußische Dienste; doch schon als Leutnant ging er zu den österreichischen Ulanen und durchlief, auf Grund einer ans Tollkühne grenzenden Tapferkeit, alle militärischen Grade mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Man zählt ihn zu den „Helden von Aspern“ (1809), auch tat er sich u. a. 1813 vor Kolmar gegen eine große französische Übermacht hervor. Kaiser Franz I. erhob ihn 1814 in den österreichischen Freiherrnstand, gab ihm das Festungskommando zu Legnano und dann das zu Josefstadt in Böhmen, wo er 1843 starb. Der Feldmarschall war mit einer Gräfin Wratislaw von Mitrowitz vermählt; eine der Töchter heiratete einen Marchese Saibante, eine zweite den Grafen Franz Xaver von Auersperg (gest. 1879). Wir sehen: die Scheiblers wurden in den verschiedensten Ländern Europas (in Frankreich, Belgien, Rußland, Italien) und von den verschiedensten Potentaten geadelt; ihre verwandtschaftlichen Beziehungen reichten – und reichen – über den ganzen Kontinent.

Wir müssen jetzt aber noch einmal nach Montjoie zurückkehren, das im 18. Jahrhundert zum Zentrum der Familie und zum Zentrum der damaligen Tuchindustrie geworden war. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß etliche der ihrem geistlichen Stande zunächst treu gebliebenen Nachkommen des großen Magisters Christoph schließlich auch noch in dem Eifelstädtchen gelandet sind – einer von ihnen, Maximilian Friedrich Scheibler (1759–1840), sogar als Pfarrer. Als nämlich 1789 die vorher mit der Menzerather Gemeinde vereinigt gewesene evangelische Gemeinde zu Montjoie endlich ihre eigene (sehr reizvolle) Kirche bekam, wurde er an die neue Seelsorgestelle berufen und hat sie über ein halbes Jahrhundert ausgefüllt. Auch von ihm sind eine ganze Reihe von Schriften erhalten, weniger wissenschaftlich-theologischen als erbaulichen Inhalts, so z. B. „Letzte, politische, aber nicht schmeichlerische Predigten unter der Regierung des damals noch mächtigen und furchtbaren Despoten Napoleon Bonaparte, gehalten und nach seiner Verbannung (!!!) herausgegeben von M. F. Scheibler“ 1815. Oder: „Sammlung einiger Gelegenheitspredigten, zur Erinnerung an eine merkwürdige Vergangenheit und zur Belebung eines religiösen und patriotischen Sinnes für eine bedenkliche Gegenwart“, Leipzig 1824.

Diese bedenkliche „Gegenwart“, über die der Pastor Scheibler seine geistlichen Betrachtungen anstellte, bekam die übrige Familie sehr hart zu spüren. Denn in die Blütezeit der Monschauer Tuchindustrie brach jäh die französische

Revolution ein, über deren mögliche positive Auswirkungen sich so mancher Bürger zunächst etwas falsche Vorstellungen machte. Es hatte nämlich des öfteren Weber- und Schererunruhen gegeben; das, was wir heute die „soziale Frage“ nennen, machte sich innerhalb der Montjoier Verhältnisse mit allen ihren besonderen Bedingtheiten schon durchaus bemerkbar (wobei übrigens nicht vergessen werden darf, daß die erste Industrie-Krankenkasse, genannt „Liebesbruderschaft“, 1777 unter dem Protektorat von Wilhelm Scheibler aus seiner Fabrik ihren Ausgang genommen hat: 14tägliche Beiträge aller Arbeiter, Krankheitsbescheinigungen durch den Pfarrer, Unterstützung der Kranken, Sterbenden und Hinterbliebenen – das alles war darin vorgesehen und wurde mit wirklicher Liebe gehandhabt). Jedoch die „Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung“, die dann vom „Maire“, statt vom Bürgermeister, in Montjoie verkündet wurde, die Berufung angesehener Bürger, darunter auch einige Tuchfabrikanten, in die „Kantonsverwaltung“ konnte den wirtschaftlichen Ruin, der nun einsetzte, nicht aufhalten. Den Monschauer Tuchfabriken wurden erstens ihre Tuche mit „Assignaten“, d. h. mit Papiergeld, bezahlt. („Die Assignaten sind“, so erklärte eine französische Bekanntmachung, „die Münze der Republik, ihr Unterpfand ist die Rechtlichkeit des Franzosenvolkes, und dieses Unterpfand gibt ihnen einen unendlichen Vorzug vor den verächtlichen Metallen, die dem sträflichen Wucher der Habsucht unterliegen.“) Aus den vorhandenen Wollen mußten ferner Tuche für die französische Armee, zuerst für die Revolutionstruppen, dann für die Heere Napoleons verfertigt werden. Dessenungeachtet mußten aber alle Abgaben wie Steuern usw. von den Fabrikanten in Gold gezahlt werden; die neuen Länder- und Zollgrenzen unterbanden Wirtschaft und Verkehr, die Zahlungen aus dem Ausland blieben aus, und viele Kunden machten Konkurs. Der Bürgermeister Scheibler berichtet, daß bei einer Lubliner Firma allein sieben Monschauer Firmen 65 000 Taler einbüßten, und die Firma seiner speziellen Familie, die 1789 noch ein Vermögen von 374 000 Talern besaß, hatte 1814 – am Ende der französischen Epoche – noch 15 000.

So ist es denn verständlich, daß damals eine große Auswanderung aus Montjoie begann; ca. 20% der Bevölkerung (= 650 Personen) machten sich auf den Weg nach Osten, denn in Polen und Rußland, die früher zu den Abnehmerländern gehört hatten, waren inzwischen eigene Industrien entstanden, und Fabrikanten und Meister, alle tüchtigen Facharbeiter durften darauf rechnen, dort eine Zukunft zu haben. Nicht allen unter den ausgewanderten Monschauern: den Schlössers, den Moes, den Jansens, den Lenzmanns, den Frohns – um nur einige zu nennen – sind solche Hoffnungen wirklich in Erfüllung gegangen (ihren wechselvollen Schicksalen ist der Bürgermeister Walter Scheibler nachgegangen; siehe seinen Vortrag auf der Tagung der Landsmannschaft Weichsel-Warthe in Lüneburg am 1. 11. 1953). Carl Wilhelm Scheibler jedoch (geb. 1820 in Monschau, gest. 1881 in Lodz), ein direkter Nachkomme des Magisters Christoph, ist durch seine Emigration nach Polen zum „polnischen Baumwollkönig“ und zum „Vater von Lodz“ geworden.

Auf dem Umweg über England, wo er sich mit allen Zweigen der Spinnerei, besonders auch mit den neuen Cockerillschen Maschinen befaßte, und Österreich kam Carl Wilhelm Scheibler 1848 nach Ozorkow (an der großen Straße nach Warschau), wo ihm der Monschauer Friedrich Schlösser eine Stellung

als Direktor seiner Baumwollspinnerei anbot. Als Schlösser bald darauf starb, ging Scheibler nach Lodz, wo ihm der deutsche Stadtpräsident ein bedeutendes Gelände für die Errichtung einer Baumwollspinnerei zur Verfügung stellte, und richtete dort ein Unternehmen von 18000 Spindeln und 100 Webstühlen – den ersten mechanischen Webstühlen in Polen – ein. Scheibler hatte Anna Werner aus Ozorkow, die einer Posenschen Familie entstammte, geheiratet; Familie und Fabrik mußten unruhige Jahre, zeitweilige Zerstörung der Webstühle durch die Arbeiter, ein wechselvolles Auf und Ab der wirtschaftlichen Situation durchmachen, ehe schließlich das Scheiblersche Unternehmen zu einer Größe und einer Bedeutung heranwuchs, die mit der von Krupp in Deutschland verglichen werden kann. Denn wie jener an der Ruhr, so baute Scheibler für seine Arbeiter in Lodz Siedlungen und Arbeiterhäuser, Schulen, Hospitale und Kinderheime, auch schon ein eigenes Konsumgeschäft (der Unterhalt von Hospital und Apotheke allein erforderte jährlich 350000 Goldmark!). Und nicht so sehr der Umstand, daß ihm Prämien auf Pariser, Warschauer und Petersburger Ausstellungen verliehen wurden, daß der Zar ihn mit Orden dekorierte, bezeugt, auf welche Weise Scheibler dem deutschen Namen im Osten Ehre machte, vielmehr die Tatsache, daß noch 50 Jahre nach seinem Tode, am 13. April 1931, die „Neue Lodzer Zeitung“ von ihm schrieb, daß im allgemeinen zwar ein halbes Jahrhundert genüge, die Spur eines Menschen zu verwischen, „daß aber heute trotz des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit . . ., trotz Sozialismus und Kommunismus die Arbeiter selber die Initiative ergriffen hätten zur Ehrung ihres ehemaligen Brotherrn“.

Die Spuren der Scheiblers aus Lodz sind erst später verwischt worden. Zwar brachte bereits der erste Weltkrieg mit der deutschen Besetzung die Fabrik fast zum Erliegen, aber die damals schon dritte Scheiblergeneration in Lodz ließ sich nicht entmutigen und baute das Werk wieder auf, 1925 trat es als „Vereinigte Textilwerke von Karl Scheibler und L. Grohmann, AG“ wieder in Erscheinung. Der Betrieb wurde mit allen modernen Errungenschaften ausgerüstet; 220000 Spindeln und 6000 mechanische Webstühle, 9000 beschäftigte Arbeiter, ein riesiger Export und ein ebenso riesenhafter Umsatz: so sah es 1939 aus, als der zweite Weltkrieg ausbrach. Das Ende dieses Krieges aber war auch das Ende der Scheiblers und ihres Unternehmens in Lodz. Die 80jährige kranke Witwe von Carl von Scheibler jr. starb auf ihrem Gut Blumerode bei Breslau in jenen Tagen von 1945, da die Russen dort einrückten; um sie im Park bestatten zu können, zimmerte ihr der Gärtner einen Sarg aus einem Schrank. Das Scheiblersche Mausoleum in Lodz, neben dem noch viele Grabsteine Monschauer Landsleute standen, wurde zertrümmert, die Gebeine der Verstorbenen wurden verstreut. Die noch lebenden Enkel und Urenkel aber sind nach São Paulo in Brasilien ausgewandert, wo sie sich, im alten Scheiblergeist, abermals als Industriepioniere versuchen.

Von Wilhelms, des „Kaffeetrinkers“, Söhnen haben wir zwei noch nicht erwähnt. Das sei hiermit kurz nachgeholt. Denn der jüngste, Louis Adolph (1785–1850), machte sich um die Tuchindustrie von der Seite der Mechanik und Maschinenbaukunst her verdient, vereinigte sich darin mit dem berühmten Cockerill und legte mit ihm zusammen eine Wollspinnerei in Reims an.

Dort mußte er allerdings, als die Kosaken 1815 sein Etablissement in Brand steckten, sein Leben durch Schwimmen retten; er baute sich seine Fabrik dann wieder, zusammen mit einem seiner Brüder, in Montjoie auf. Dieser „Maschinenbauer“ hatte einen Enkel namens Ludwig (1848–1920), der Kunstgeschichte studierte, 1880 mit einer Arbeit über die Kölner Malerschule in Bonn promovierte und für einige Zeit unter Bode am Berliner Königlichen Museum als Assistent tätig war. Wilhelm von Bode hat dem auf seinem Gebiet kenntnisreichen Mann eineinhalb Seiten im zweiten Band seiner Memoiren („Mein Leben“, S. 8 ff) gewidmet; danach muß der Dr. Ludwig Scheibler ein rechter Sonderling, jedoch in bezug auf seine Dinge ein zuverlässiger Gelehrter gewesen sein. „Omnia mea mecum porto“, konnte er von sich sagen“, heißt es bei Bode, „er war unzertrennlich von einer kleinen, dicken Mappe, die genau geordnete Nachbildungen möglichst von allen Bildern enthielt, die in sein Gebiet fielen. Auf diesen Blättern hatte er in seiner engen Schrift stenographisch alles, was ihm bei jedem Bilde einfiel, aufnotiert. Und ihm fiel sehr viel ein . . . Scheiblers eigentümlich unpersönliche und theoretisch-kalte Art zeigte sich am deutlichsten, als er plötzlich erklärte, mit der Kunstgeschichte habe er abgeschlossen, er werde sich in Zukunft nur noch mit der Musik beschäftigen. Er machte wirklich Ernst, zog in ein kleines Haus nach Godesberg, verkaufte sogar sein kostbares Vademecum . . . und nach einiger Zeit antwortete er gar nicht mehr . . . Aber auch in der Musik blieb er kalter Theoretiker, er trieb sie nur auf einem stummen Klavier, auf dem er sich eine neue Theorie der Musik ausspintisierte, deren Veröffentlichung musikalische Bekannte nur mit großer Mühe verhinderten.“ So Bode.

Seltsam, was diese geistliche Tuchfabrikantenfamilie doch alles an Neigungen hervorgebracht hat! Die theoretische Beschäftigung mit der Musik hat aber ein anderer – genau gesagt ein Großonkel des Kunsthistorikers –, der dritte Sohn des nun hinreichend bekannten Wilhelm: Johann Heinrich (1777–1832), mit mehr Erfolg betrieben. Ein origineller Mann muß auch er gewesen sein, aber gewiß kein Sonderling. Von Haus aus war er Wollfabrikant in Monschau, wanderte aber bei der schlechten Lage der Wollindustrie, hervorgerufen durch die Revolution und die napoleonischen Kriege, nach Krefeld aus, wo er Seidenmanufakturist wurde, Beigeordneter der Stadt war und die von der Leyen-Heydweillersche Fabrik übernahm und sie am 9. 1. 1834 in Scheibler & Co. Samt- und Bandmanufaktur in Krefeld umwandelte, eine Firma, die heute noch besteht und von einem Nachfahren von ihm, Gustav Adolf Scheibler, geleitet wird.

Dem kunstsinnigen, weitgereisten Mann, der den Dichter Hoffmann von Fallersleben unter seine Freunde zählte, hat aber die Fabrik nicht das Leben bedeutet. Ihn zog es zur Musik; mit Leidenschaft spielte er die „Maultrommel“ (Mundharmonika), von der ausgehend er 1816 ein neues Instrument, die „Aura“, erfand: sie bestand aus 20 wohlabgestimmten „Maultrommeln“ auf dem Rande einer Scheibe. Wichtiger aber sind seine Verdienste auf dem Gebiete der Akustik. Zwanzig Jahre lang beschäftigte ihn der Plan, ein unabänderliches Tonmaß aufzufinden; schließlich gelang ihm die Bestimmung, daß der sogenannte „Kammerton“, das eingestrichene a, in der Sekunde 440 Schwingungen zu machen habe. Diese Bestimmung wurde 1834 von der deutschen Naturforscher-Versammlung

genehmigt; 1858 hat die Pariser Akademie statt dessen 435 Schwingungen festgesetzt. Scheibler erregte mit seiner Stimm-Methode Aufsehen; Weber, Cherubini, Spohr vor allem beschäftigten sich mit ihr und würdigten sie, ebenso Physiker, darunter Helmholtz (siehe Helmholtz, „Die Lehre von den Tonempfindungen“, 4. Aufl., Braunschweig 1877).

In seinem Büro in den Chemischen Fabriken Köln-Kalk („Für Äcker und Grünland Scheibler's Kampdünger!“ stempelt die Hauspost auf alle Briefumschläge) steht vor einem großen Bücherhaufen Hans Carl Scheibler: eine mächtige und soignierte Gestalt mit intensiven blauen Augen unter weißem Haar, die bei allen Kölner kulturellen Ereignissen von Rang zu sehen ist, vor allem unter den „Freunden des Wallraf-Richartz-Museums“. Er zieht in dem Buch „Geschichte und Geschlechtsregister der Familie Scheibler“, das sein Vater Carl Scheibler, Kommerzienrat und Königlich Niederländischer Konsul, 1895 herausgab und das er selber durch die „Westdeutschen Ahnentafeln“ ergänzt hat, die Abkunftslinien von dem Musikwissenschaftler aus Krefeld nach: „Sehen Sie, das war mein Urgroßvater!“ Und da ist auch noch ein kleines Familienbild: es zeigt den Vater, der, aus der Samt- und Seidenindustrie kommend, später in die chemische Industrie übergang, neben seiner Gattin Lilla von Mallinckrodt – aus dem alten westfälischen Geschlecht, das von den Müttern her mit den bekannten Kölner Häusern Deichmann und Schaafhausen verwandt ist. Das Ehepaar ist umgeben von drei Kindern, von denen der Knabe Hans den Eltern über die Schultern schaut. Auch jetzt sind wieder Kinder da, wie denn überhaupt die Nachfahren aller Scheibler noch Söhne haben, von denen man hoffen darf, daß sie die Stellung, die die Familie seit 300 Jahren in den Rheinlanden einnimmt, auf ihre Weise zu halten wissen.

HANS FECHTER

Wie wir Canaris aus Spanien holten

Das Unterseeboot U 35 erhielt Ende Juli 1916 den Befehl, sich an der spanischen Küste in der Nähe von Cartagena mit einem Fischerboot zu treffen. In dem Fischerboot würde sich der Kapitänleutnant Canaris befinden, der an Bord zu nehmen und nach Deutschland zu bringen sei. Das Fischerboot würde am Tage als Erkennungszeichen im Topp einen langen, roten Wimpel führen und das Großsegel wegfieren. Nachts würde es mit einer Laterne drei lange, drei kurze und nochmals drei lange Blicke geben. Der Standort des Fischkutters würde auf einer Linie von sechs Seemeilen in Nord-Süd-Richtung des Leuchtfuers von Salitrona, westlich von Cartagena sein. Das Fischerboot würde am 16. und 17. August auf dem Treffpunkt sein.

Diese klaren und genauen Angaben zeigten, daß dies Treffen gut und von langer Hand vorbereitet worden war; eine solche Verabredung konnte bei der schwierigen Nachrichtenübermittlung nicht von heute auf morgen mit einer Stelle im neutralen Ausland getroffen werden. Für das U-Boot und seine

Ausrüstung bedurfte es keinerlei Vorbereitungen; es verließ Ende Juli seinen Stützpunkt in der Bocche di Cattaro, von dem aus es seit einem Jahr im Mittelmeer operierte. Kurz vor der Abfahrt wurde noch bekannt, daß U 34 den gleichen Auftrag für dieselben Tage im Juli gehabt habe, aber infolge schlechten Wetters unverrichteter Sache zurückgekehrt sei.

Am verabredeten Tage stand U 35 am Mittag etwas östlich von Cartagena, als ihm der italienische Dampfer „Venus“ über den Weg lief. Er wurde sogleich von ihm versenkt. Darauf steuerte das U-Boot Salitrona an und hielt Umschau nach dem Fischerboot, das aber nicht zu sehen war. Von seinem Standort, drei Seemeilen vor der spanischen Küste, konnte von dem Boot der gesamte, sich südlich vorüberziehende Dampferverkehr beobachtet werden, aber leider verbot es die gestellte Aufgabe, ihn zu stören. Gegen Abend wurde die Batterie aufgeladen, um für die Nacht und auch gegen etwaige Überraschungen gerüstet zu sein. Fern am Horizont wurden bei einbrechender Dunkelheit zwei Fischdampfer sichtbar. Wo Fischdampfer sind, ist die Luft nicht rein, lautet eine alte U-Boots-Erfahrung; aber wir durften uns durch sie nicht bei der Lösung unserer Aufgabe beirren lassen.

Als es dunkel geworden und noch immer kein Fischerboot in Sicht gekommen war, entschloß sich der Kommandant, Kapitanleutnant Lothar von Arnould de la Perière, näher unter die Küste zu gehen. In halbgeflutetem Zustand, nur auf zwei Tauchtankpaaren schwimmend, fuhren wir mit angeordneten Elektromotoren langsam auf das Feuer von Salitrona zu. Wir fuhren ganz langsam und spähten in das Dunkel, während über uns an dem Berghang das Leuchtfeuer seinen Lichtkegel weit hinaus in die See sandte. So näherten wir uns ganz allmählich der nördlich von dem Feuer liegenden Bucht, an deren Ostrand die Einfahrt von Cartagena liegt. Während der Annäherung war selbstverständlich das Boot tauchklar und konnte jeden Augenblick unter Wasser gehen. Alles Personal war auf Tauchstationen; ich selbst stand, der kommenden Dinge harrend, auf meinem Posten in der Zentrale.

Nach einiger Zeit, es mochte neun Uhr abends geworden sein, rief der Kommandant aus dem Turm herunter: „Ich glaube, ich habe sie! Wie war das verabredete Signal?“

„Drei lang, drei kurz, drei lang!“ gab ich herauf.

„Danke“, antwortete er. Dann herrschte wieder Schweigen, nur das Summen der E-Motoren war hörbar. Nach einer langen Pause klang wieder die Stimme des Kommandanten: „Ich habe sie verloren, und jetzt sind rundherum Sardinenfischer. Es ist ausgeschlossen, dazwischen ein Signal zu erkennen.“

Die Sardinenfischer führen am Bug ihrer Boote eine große helle Laterne, deren Schein auf das Wasser gerichtet ist, um die Sardinen anzulocken. Eine Flottille Sardinenfischer mit den im Seegang dümpelnden Booten sieht bei Nacht entzückend aus mit dem ständigen Auf und Ab der Lichter; nur ist diese Illumination gänzlich ungeeignet, aus ihr ein einzelnes Lichtsignal herauszufinden. Bald wurden denn auch die Maschinen gestoppt, und unser Boot lag als ein dunkler Schatten vor den hin und her tanzenden Lichtern dieser schwimmenden Stadt. Steuerbord querab ragte das Feuer von Salitrona empor; darunter lag, nur schemenhaft von ihm beleuchtet, ein einsamer Fischkutter. Nach See zu war alles in schwarze Dunkelheit getaucht.

Es blieb nichts anderes übrig, als wartend in die Nacht hinaus zu spähen, ob irgendwo das verabredete Signal sich wieder zeigen würde. Bald nach Mitternacht wurde ein weißes Ruderboot gesichtet, das Kurs auf das Leuchtfeuer hatte; dann ertönte weithallend der Ruf: „Bartoldi!“ über das Wasser. Einmal war auch der Pfiff einer Batteriepfeife zu hören; dann herrschte wieder das schweigende Dunkel der Nacht, in das der Kommandant und die Wache auf dem Turm suchend hinausstarten, während hinter uns die Lichter der Sardinenfischer ihren Reigen tanzten. Unten im Boot standen und saßen die Leute auf ihren Stationen und warteten.

Gegen drei Uhr entsteht Bewegung auf dem Turm. Man hört die Leute der Wache einsteigen, sie kommen durch den Turm herab in die Zentrale – da ruft auch schon der Kommandant durch das Schallrohr herab:

„Klar zum Tauchen!“ Gleichzeitig werden die Maschinentelegraphen auf „Halbe Fahrt“ gelegt.

„Boot ist klar zum Tauchen!“ gebe ich zurück.

„Turmluk ist zu! Tauchen! Auf zehn Meter gehen!“ folgen die weiteren Befehle. Gehorsam beginnt das Boot zu sinken und wird auf der befohlenen Tiefe eingesteuert.

„Weshalb haben wir getaucht?“ frage ich den Wachoffizier, der die Tiefensteuer übernommen hat.

„Neben uns tauchte der Turm eines anderen U-Bootes aus dem Wasser, und da haben wir es vorgezogen zu verschwinden, bevor es ganz aufgetaucht war und uns hätte sehen können“, meinte er.

„Also doch die Fischdampfer!“ entgegnete ich.

„Natürlich“, antwortete er. „Die ganze Sache ist wieder einmal verraten; es sieht fast so aus, als wollte die Gegenseite Canaris auch abholen.“

„Möglich“, gab ich zurück. „Aber das wollen wir erst einmal abwarten und sehen, wie sich die Lage entwickelt.“ Und dann warteten wir weiter und fuhren langsam wieder aus der Bucht heraus und nach See zu.

Darüber verging die Zeit, und draußen dämmerte der junge Tag. Gegen vier Uhr haben wir Salitrona quer ab. Der Fischkutter, der nachts unterhalb des Feuers lag, ist verschwunden. Aber noch scheint es dem Kommandanten ratsamer, unter Wasser zu bleiben; man kann nie wissen, wo sich gerade unser Partner von der Gegenseite herumtreibt, und wir halten es für überflüssig, uns von ihm abschießen zu lassen.

Als es hell wird, segelt draußen in See ein einsamer Fischkutter mit Kurs Süd von der Küste fort. Der Kommandant geht in seinem Kielwasser näher an ihn heran und läßt dabei sein Sehrohr ein bis zwei Meter aus dem Wasser ragen. Da beginnt es sich auf dem Fischkutter zu regen. Ein Mann stellt sich hinter das Großsegel und winkt eifrig mit einem roten Lappen; dann wird auch das Großsegel selbst weggefiert, aber gleichzeitig wird auch vorne auf Gegenkurs ein Fischdampfer sichtbar, der auf den Kutter zuhält. Daraufhin zieht der Kommandant sein Sehrohr schnell wieder auf normale Höhe ein und beobachtet weiter, was da eigentlich vor sich geht.

Es ist kein Zweifel, der Kahn vor uns ist der von uns gesuchte Fischkutter. Wenn jedoch der Plan wirklich verraten sein sollte, besteht die Möglichkeit, daß Canaris noch im letzten Augenblick in Kriegsgefangenschaft gerät.

Aber der Fischdampfer scheint von der wertvollen Fracht des Fischkutters nichts zu ahnen. Er geht zwar bis auf ein paar Meter dicht an ihn heran, so daß er von seiner Brücke und von seinem Oberdeck aus in ihn hineinsehen kann; dann aber macht er kehrt und fährt wieder nach See zu.

Unser Kommandant wartet, bis der Fischdampfer wieder etwa tausend Meter entfernt ist. Dann geht er unter Wasser mit unserem Boot längsseit von dem Fischkutter und befiehlt: „Preßluft auf Tauchtank 6 und 7.“ Ich stehe indessen in der Zentrale an meinem Zentralsehrohr und werde so Augenzeuge des jetzt sich rasch entwickelnden Vorganges.

Tödlich erschrocken über das neben seinem Kutter auftauchende Meerungeheuer läßt der spanische Fischer Ruderpinne und Großschoot fahren, fällt in die Knie und beginnt zu beten. Noch rechtzeitig kann unser Matrose Hayungs den Klüverbaum des Seglers erfassen und ihn zur Seite drücken, damit er sich ihn nicht an unserm Turm absegelt; dann schlägt der Fischkutter längsseit und drei Männer springen a tempo aus ihm heraus auf unser Boot, klettern am Turm hoch und verschwinden im Inneren des Bootes.

„Auf 20 Meter gehen!“ befiehlt Arnauld, als das Turmluk hinter dem letzten Mann geschlossen ist. Langsam versinkt unser Boot, und der Segler schwimmt einsam und verlassen wie vorher auf der See.

Ob der Fischdampfer von alledem etwas bemerkt hat, wissen wir nicht; es scheint aber, als ob er überhaupt nichts gesehen hat; denn sonst hätte er irgendwo in der Gegend Wasserbomben geworfen, um damit wenigstens sein Gewissen zu beruhigen. Aber alles blieb still, und nichts war zu hören.

In der Zentrale entsteht eine kurze Drängelei. Ein kleiner, schwarzhaariger Mann fragt mich lakonisch: „Wo kann ich hier pennen?“ Ich weise ihn mit den beiden anderen nach vorne, führe erst das Tauchmanöver durch und steuere das Boot ein, ehe ich selbst ebenfalls nach vorne gehe, um mich um unsere Gäste zu kümmern. Der Kommandant und die Wachoffiziere haben noch anderes zu tun.

Als ich durch den Deckoffiziersraum komme, liegt der kleine, schwarzhaarige Mann bereits schlafend auf der freien Kojе des Steuermanns. Er ist der Kapitän Badewitz. Vorne im Bugraum, der den Offizieren als Wohnraum dient, sitzen ein großer, langer und ein kleiner, schmaler Mann, die nervös und hastig Worte austauschen. Der Große ist der Oberleutnant zur See der Reserve Bertholt Sievers, der Kleine aber ist der Kapitänleutnant Wilhelm Canaris, um den das ganze nächtliche Unternehmen ging. Beide tragen ein merkwürdiges Sammelsurium nicht zueinander passender Kleidungsstücke, als ob man sie von der Landstraße aufgelesen hätte.

Das erste, was ich tue, ist, daß ich den beiden ein ordentliches Frühstück vorsetzen lasse. Aber sie sind noch viel zu aufgeregt, um essen zu können, und kommen immer wieder auf denselben Punkt der Unterhaltung zurück. In jedem zweiten Satz fragt Canaris, ob Sievers auch den Sack mit den Geheimpapieren mit an Bord genommen hätte, und jedes Mal wird die Frage um eine Nuance schärfer bejaht. Die beiden stehen dicht vor einem Zusammenstoß, einem Ausbruch nervöser Überreiztheit. Trotz der frühen Morgenstunde greife ich daher zu einer Portweinflasche, heiße sie an Bord herzlich willkommen, schenke jedem schnell hintereinander zwei, drei Gläser ein, gebe jedem eine Decke und rate ihnen, sich auf den freien Kojen schlafen zu legen.

Als ich nach zehn Minuten wieder in den Bugraum komme, schlafen beide friedlich auf ihren Kojen. Die Gefahr des Zusammenstoßes ist gebannt.

Erst zum Mittagessen werden sie geweckt; nun ist auch der Kommandant anwesend, und jetzt müssen sie erzählen, was sie erlebt haben.

Canaris war bei Beginn des Krieges Wachoffizier auf dem Kreuzer „Dresden“ gewesen und nach dessen Vernichtung durch die Engländer vor Juan Fernandez in Chile interniert worden. Er war geflohen und nach seiner Rückkehr nach Deutschland von dem Admiralstab der Marine zur Organisation der Abwehr nach Spanien geschickt worden. Canaris war schon allein durch sein Äußeres wie prädestiniert für eine solche Aufgabe. Klein und schmal hielt er sich ein wenig gebückt und trug zwischen seinen Schultern einen für seine Jahre – er war damals gerade 31 – viel zu alten und schon leicht angegrauten Kopf. Er hatte buschige Augenbrauen, eine große, fleischige Nase, ein etwas kurzes Kinn und einen ziemlich breiten Mund. Er hatte gar keine Züge von dem, wie man sich einen Offizier vorstellt, sah eher wie ein spanischer oder griechischer Kaufmann aus; tatsächlich sollte sein Stamm-
baum auch griechische Vorfahren aufweisen.

Er hatte seine Aufgabe mit Glück und Erfolg durchgeführt, war jedoch bei seiner Rückkehr nach Deutschland über Italien und die Schweiz in Italien verhaftet, zum Tode verurteilt, mit knapper Not der Hinrichtung entgangen und als lästiger Chilene wieder nach Spanien abgeschoben worden. Dort saß ihm die Genspionage auf den Fersen, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn durch ein Unterseeboot abholen zu lassen. U 34 hatte diesen Versuch infolge schlechten Wetters aufgeben müssen, und erst vier Wochen später war es uns nun gelungen, ihn zu finden und aufzunehmen.

Während dieser vier Wochen hatte Canaris auf dem internierten, deutschen Dampfer „Roma“ gewohnt, der im Hafen von Cartagena lag. Er hatte eine Kammer benutzt, die als unbewohnt galt, und zu der nur der Kapitän des Dampfers, Nicolaus Mayer, einen Schlüssel hatte. Niemand von der Schiffsbesatzung durfte auch nur ahnen, daß diese Kammer doch bewohnt war; daher war Canaris tagsüber so gut wie eingesperrt und mußte sich völlig ruhig verhalten. Nachts, wenn an Bord alles schlief, kam Nicolaus Mayer und ließ ihn heraus, damit er an Deck spazierengehen konnte; er brachte ihm das Essen für den nächsten Tag und nahm alle Weisungen und Abreden entgegen, die Canaris mit der Außenwelt verbanden.

Aus Madrid waren dann in Cartagena die beiden andern Männer zu ihm gestoßen. Sievers hauste in einer Kutscherkneipe einer Vorstadt Cartagenas, und Badewitz war auch irgendwo untergekröchen. Die Verbindungsstelle für diese drei war der Laden des deutschen Kaufmannes Groß, dem sie ihre Nachrichten zukommen ließen und der sie weiterleitete. Wir von U 35 kannten alle diese Namen und die zu ihnen gehörenden Personen; denn wir hatten erst gute zehn Wochen vorher in offizieller Mission Cartagena angelaufen, um Medikamente für die in Spanien internierten Kamerunkämpfer und einen Dankbrief des Kaisers für deren gute Behandlung durch die Spanier zu überbringen. (Gleichzeitig mußten wir auch einen neuen Funkschlüssel übergeben, weil der alte hoffnungslos kompromittiert war.) Wir konnten uns daher gut ein Bild von dem Leben und den Lebensbedingungen machen, unter denen diese drei Männer etwa acht Wochen hatten existieren müssen, nachdem der

erste Versuch, sie abzuholen, gescheitert war. Sie waren damals übrigens in See gewesen und beinahe abgesoffen bei dem schlechten Wetter, also nur gerade noch mit heiler Haut davongekommen.

Der Plan für das Treffen war für sie und uns der gleiche geblieben. Sie hatten sich einen Marokkoschmuggler gekauft, der sie mit seinem Fischkutter in See nehmen sollte, um sich dort mit uns zu treffen. Beim ersten Mal hätte alles bis auf das schlechte Wetter geklappt; also würde es auch diesmal klappen. Doch mit des Geschickes Mächten ist nun einmal kein ewiger Bund zu flechten; uns mußte ausgerechnet wenige Meilen vor Cartagena der Dampfer „Venus“ begegnen, und wir hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als ihn zu versenken. Sein Funkspruch hatte indessen doch noch die Hafenbehörden alarmiert, und die spanische Kriegsmarine entsandte sofort zwei Torpedoboote nach der Unfallstelle, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen. Sie schickten außerdem andere Boote zur Bewachung und Wahrung ihrer Hoheitsgrenzen in See; kurz und gut, in dem Hafen, vor dem wir zu wirken hatten, entstand ein munteres Treiben, zwischen den Molen herrschte ein ständiges Kommen und Gehen – und damit änderte sich für uns, wenn nicht alles, so doch vieles.

Unter diesen Umständen zog es nämlich der gecharterte Schmuggler vor, seine Auftraggeber wissen zu lassen, daß er nicht segeln würde und daß er auch nicht zu finden sein würde, falls sie ihn suchen sollten. Nun war guter Rat teuer. Die drei Männer wußten, wir lagen draußen in See und warteten auf sie; wer anders als wir konnte den italienischen Dampfer versenkt haben. Das Wetter war schön, alles schien wie gegeben; nur fehlte mit einem Male das Fahrzeug, das sie hinausbringen sollte.

Sievers beschloß zu handeln. Er ging zu dem Fischereihafen und fand auch einen Mann, der bereit war, sie zu fahren. Er sollte dafür 400 Peseten haben, und wenn er reinen Mund hielte, könnte er sich nach vier Wochen abermals 400 Peseten von dem Kaufmann Groß abholen. In den Nachmittagsstunden wurden sie handelseinig. Sievers gab die Nachricht von dem Geschehenen an Groß; der sollte sie an Badewitz und an die „Roma“ weitergeben.

Badewitz war gerade bei Groß, als die Meldung von Sievers kam. Er traute aber der Sache nicht; denn es war erst Nachmittag und bis zum Abend konnte noch manches dazwischen kommen. Er ließ daher Sievers wissen, daß sie sich mit ihm in See treffen wollten; damit ging er. Er begab sich direkt auf die „Roma“, und nach einer kurzen Unterredung mit Kapten Nicolaus Mayer kamen sie überein, das Beiboot der „Roma“ zu nehmen, hinauszurudern und zu versuchen, dort Sievers zu treffen, der ja mit seinem Kutter auf der Standlinie stehen müßte.

Gesagt, getan! Das Boot wurde zu Wasser gelassen, Canaris aus seiner Kammer geholt, und die drei und noch zwei Schiffsoffiziere der „Roma“ pullten gemächlich und unbehelligt zwischen den langen Molen der Hafeneinfahrt nach See hinaus. Kapten Mayer mußte seine beiden Schiffsoffiziere mitnehmen, damit er mit dem Boot wieder nach Cartagena zurückkehren konnte; denn für ihn allein wäre das Boot viel zu schwer gewesen. Er mußte aber zurück, weil er und die „Roma“ eine der deutschen Nachrichtenstellen im Ausland waren, über die vieles lief.

Bei Dunkelheit waren sie draußen und hielten nun auf das Leuchtfeuer von Salitrona zu, wo sie Sievers mit seinem Fischkutter zu finden hofften. Aber es war eine lange Fahrt bis dorthin. Auch als es Nacht wurde, pullten sie unentwegt weiter; sie passierten die Sardinenfischer, ab und zu riefen sie „Bartoldi“, den Vornamen von Sievers auf Spanisch über das Wasser oder suchten sich durch einen Pfiff mit einer Batteriepfeife, ihm bemerkbar zu machen. Das weiße Ruderboot, das von uns gesichtet worden war, und die Rufe und Signale, die wir gehört hatten, stammten also von Canaris und seinen Begleitern, die in dem Beiboot der „Roma“ uns nachts passiert hatten.

Auf dem Fischkutter aber unterhalb des Feuers von Salitrona hatte Sievers gesessen. Er hatte von dort aus das Lichtsignal, das der Kommandant gesehen hatte, die Nacht über nach See zu gegeben; nach der Bucht zu hatte er ein Segel vorgehängt, um durch die regelmäßige Wiederholung des Signals nicht die Aufmerksamkeit der Fischer auf sich zu lenken. Daher war sein Signal, nachdem wir an dem Fischkutter vorbeigelaufen waren, von dem Kommandanten nicht mehr gesehen worden.

Als das Boot der „Roma“ dann den Fischkutter mit Sievers gefunden hatte, waren sie Anker auf gegangen, um auf der verabredeten Standlinie auf und ab zu segeln. Dabei hatten nun wir und der französische Fischdampfer sie gefunden. Bei der Annäherung des Fischdampfers hatten die drei sich unter die im Raume liegenden Netze verkrochen, so daß nur der spanische Fischer und sein Junge als Besatzung des Kutters zu sehen gewesen waren, als der Fischdampferkäpten von oben in den Kutter hineinsah. Auch den Signalverkehr zwischen dem Fischkutter und uns mußte er als solchen nicht erkannt und daher nichts von unserer Anwesenheit gemerkt oder gesehen haben; sonst wäre er wohl nicht so leichtfertig vorübergefahren.

Als dann aber der Fischdampfer sich wieder genügend weit entfernt hatte, waren wir längsseit gekommen und hatten die drei Männer aus ihrer etwas unbehaglichen Lage befreit und sie an Bord genommen.

So sahen von der anderen Seite gesehen die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden aus. Man konnte aus den Berichten erkennen, wie leicht es ist, einen wohlervogenen Plan zu verwirren. Ohne die Dazwischenkunft des italienischen Dampfers „Venus“ hätte vermutlich sich alles viel einfacher abgespielt, auch noch, wenn wir ihn nicht abgeschossen hätten; da wir ihn versenkten, hätte alles schief gehen können: aber wir hatten Glück gehabt, und die Hauptsache war, daß wir nun die drei Männer an Bord hatten.

Gegen drei Uhr nachmittags wollten wir auftauchen; der Kommandant glaubte nunmehr weit genug von der spanischen Küste entfernt zu sein und jede Spur von dem Verschwinden der drei von spanischem Boden verwischt zu haben.

Wir gingen auf zehn Meter; der Kommandant hielt Umschau und sieht nun 500 Meter hinter uns auf entgegengesetztem Kurse die beiden französischen Fischdampfer, und der eine von ihnen hat das U-Boot im Schlepp, dessen Anwesenheit wir beim Sichten der Fischdampfer am vorhergehenden Abend geahnt und im Dunkel der Nacht in der Salitrona-Bucht dann auch festgestellt hatten. Leider war aber die Batterie unseres Bootes durch die lange, zwölfstündige Unterwasserfahrt zu sehr erschöpft, als daß wir auch nur den Schimmer einer Hoffnung auf einen erfolgsversprechenden Unter-

wasserangriff auf das U-Boot haben konnten. Wir hätten die 500 Meter unter Wasser nicht aufdampfen können, um auf Schußentfernung heranzukommen, und mußten daher auf diesen triumphalen Abschluß unseres Unternehmens durch die Vernichtung des feindlichen U-Bootes trauernd verzichten.

Auf diese Weise lernte ich Canaris kennen, und wir fanden immer wieder freundlichen Gefallen aneinander, so oft wir uns in unserer weiteren Dienstzeit begegneten. Das war erst wesentlich später, als ich im Juni 1931 Stationsingenieur des Vizeadmirals Tillessen, des Chefs der Marinestation der Nordsee, geworden war. Chef des Stabes von Tillessen war Wilhelm Canaris, jetzt Kapitän zur See. So kam es denn auch zu gesellschaftlichem Verkehr zwischen uns, und einmal bei mir, als die ganze Gesellschaft nach dem Essen beim Glase Bier oder Limonade in einem Zimmer zusammensaß, erzählte ich, wie es zu meiner Bekanntschaft mit Canaris gekommen war. Dann bat ich ihn, seine Erlebnisse, wie er sie von seiner Seite aus sah, zu berichten. Er tat es weit ausholend, und es ergab sich manches sehr Reizvolle dabei.

Nach Beendigung seiner Aufgabe in Spanien wollte er wieder auf seinen alten, chilenischen Paß als der Chilene Reed Rosas in Begleitung eines carlistischen spanischen Priesters über Frankreich, Italien nach der Schweiz reisen, um dort eine angebliche Schwindsucht auszuheilen. Die Reise ging auch glücklich vonstatten, bis die beiden Reisenden kurz vor der Schweizer Grenze in Domodossola verhaftet wurden. Sie wurden von Verhör zu Verhör geschleppt, von Scheingerichten zum Tode verurteilt und nachts zum Richtplatz geführt, ohne daß es aber zu einer Exekution kam. Endlich schob ihn die italienische Regierung auf eine Verwendung Spaniens als lästigen Ausländer wieder nach Spanien ab. Der Dampfer, auf dem Canaris und sein Begleiter fuhren, sollte über Marseille nach Cartagena gehen; das bedeutete, daß die Franzosen ihn dort von dem Schiff herunterholen und nicht so viel Umstände wie die Italiener mit ihm machen würden.

Daraufhin spielte nun Canaris ein Vabanquespiel und gewann. Er ging zu dem Kapitän des Dampfers, einem Spanier, appellierte an dessen Ehrgefühl, eröffnete ihm, wer er war, und daß ein Anlaufen von Marseille das Todesurteil für ihn bedeuten würde. Der Kapitän war ein Caballero; er lief Marseille nicht an, sondern setzte seinen Kurs unmittelbar nach Cartagena ab. Canaris war nun gerettet.

Dieser erneute Aufenthalt in Spanien, den Canaris nun dringend zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nötig hatte, wurde dann dazu benutzt, seine Abholung durch ein U-Boot zu vereinbaren. Hier konnte sich Canaris im wesentlichen auf das beschränken, was ich bereits erzählt hatte.

Die ganze Gesellschaft war völlig Ohr, und es war Mitternacht vorbei, ehe Tillessen endlich aufbrechen konnte. Er war ziemlich erschüttert über das Gehörte und bekannte, daß er trotz enger dienstlicher Zusammenarbeit keine Ahnung von den Erlebnissen seiner Offiziere und Mitarbeiter gehabt hätte. Aber so war die Marine. Mir ist es nicht anders ergangen, man arbeitet ein oder zwei Jahre gemeinsam, wußte von einander aber so gut wie nichts.

Später bin ich dann mit Canaris nur noch sporadisch zusammengekommen. Ich habe es bedauert: er war nicht nur im gesellschaftlichen Leben von lebenswürdiger Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft. Wir kamen einmal von einem

sogenannten Besuchsaustausch; nach jedem Herbststellenwechsel fuhr man nicht wie früher von Haus zu Haus und machte der Familie des Vorgesetzten oder des Mitarbeiters einen Besuch, sondern es wurde ein Sonntagvormittag auserwählt, an dem sich alle alten und neuen Offiziere mit ihren Damen in dem großen Saal des Offiziersheims trafen und sich miteinander bekannt machten. Nach einem solchen Besuchsaustausch ging ich mit meiner Frau nach Hause, Canaris ging mit seiner Frau ein paar Schritte hinter uns. Es war stürmisch, und der Wind riß mir die Mütze vom Kopfe. Canaris ließ seine Frau stehen und lief meiner Mütze so lange nach, bis er sie erwischt hatte. Es war ein kleiner, aber bezeichnender Zug seines Wesens; er half, wo er nur helfen konnte.

Einmal fuhr ich mit ihm nach einer dienstlichen Besprechung in demselben Abteil zurück nach Wilhelmshaven. Unsere Unterhaltung geriet ins Politische, und ich meinte (es muß im Frühjahr 1933 gewesen sein), daß wir als Soldaten doch einen Rückhalt an Hindenburg als Reichspräsidenten hätten. „Der olle Ja-Sager!“ war seine Antwort.

Canaris war sehr intelligent, hatte aber auch viel menschliche Wärme. Vor allem aber: er war ein sehr sauberer Charakter, wenn er auch nicht die Gabe hatte, führend hervortreten. Er machte alles aus der Kulisse heraus und hielt sich persönlich im Hintergrund, obwohl ihm niemand persönlichen Mut absprechen konnte. Er bevorzugte eine leise Art der Schlichtung von Streitfällen und ließ es ungern zum Krach kommen.

Ein Beispiel: Der Korvettenkapitän (Ing.) Bettenhäuser war Leitender Ingenieur auf der „Schlesien“, als Canaris ihr Erster Offizier war. Bettenhäuser war erheblich größer und breiter als sein I. O.; seiner Statur entsprechend bevorzugte er laute Worte und sagte jedem offen und ehrlich seine Meinung. Eines Tages hatte er sich über irgendeinen Befehl seines I. O. geärgert und wollte ihm sein Mißfallen hierüber ausdrücken. Er trifft Canaris in dem Offizier-Wohndeck und redet sogleich mit lauter Stimme auf ihn ein. Canaris geht dicht an Bettenhäuser heran, stellt sich auf die Zehenspitzen und flüstert ihm ins Ohr: „Warum so laut?“ Bettenhäuser mußte lachen und war geschlagen. So war Canaris.

Im letzten Kriege war ich bereits inaktiv und Leiter des Büros Berlin von Hugo Stinnes. Als dessen engster Mitarbeiter in Berlin hatte ich auch manche Angelegenheit mit der Abwehr zu besprechen, aber ich bin nie mehr persönlich bis zu Canaris vorgedrungen, sondern immer nur bis zu seinem Stabschef Bürkner oder zu seinem Abteilungschef Lahousen oder Bentivegni.

Persönlich gesehen habe ich Canaris zum letzten Male, als ich wieder einmal im Frühjahr 1943 den Versuch machte, ihn in seinen Amtsräumen aufzusuchen, um seine Hilfe für einen Bekannten von mir zu erbitten, der im KZ gelandet war. Es war damals für einen in die Geheimnisse der Abwehr nicht Eingeweihten nahezu unmöglich, sich vorher bei ihm durch den Fernsprecher anzumelden oder ein Treffen zu vereinbaren; entweder funktionierte die Verbindung nicht, und wenn man wirklich einmal sein Vorzimmer erwischte, erhielt man die Auskunft: er wäre nicht anwesend. Daher versuchte ich ihn auf gut Glück zu treffen und ging zu diesem merkwürdigen Block von Mietshäusern am Tirpitzufer, in denen die Abwehr untergebracht war.

Ich stand gerade bei dem Portier, um mich durch ihn bei Canaris anmelden zu lassen; denn beim Portier konnte man sich noch persönlich ausweisen, was bei einer fernmündlichen Anmeldung nicht möglich war, und außerdem wußte er die für die Anmeldung zuständige Stelle. Während aber der Portier telefonierte, kam ein Zivilist, die rechte Hand in der Jackentasche, die Treppe herabgeschlendert, zwei Stufen hinter ihm kam ein zweiter Zivilist, und dann kam Canaris in Uniform, gefolgt von einem dritten Zivilisten, in dem man sofort, ebenso wie in den beiden anderen, die Sicherheitsbeamten erkannte, die über ihn zu wachen hatten.

Im ersten Augenblick wollte ich auf Canaris zugehen und ihn ansprechen; aber die Blicke und die aggressiv in den Jackettaschen steckenden Hände hielten mich doch davor zurück, zumal die Männer mein Interesse an ihrem Schützling mit ihrem geschulten Blick sofort erfaßt hatten. Ich grüßte daher nur ehrerbietig und tief meinen Freund von weitem in der Hoffnung, ihn dadurch auf mich aufmerksam machen zu können. Aber er war so tief in seine Gedanken versunken, daß er mich gar nicht beachtete und stumm die Treppe weiter herab zu seinem Wagen schritt.

Er war, als er da so an mir vorbeiging, ohne mich zu erkennen, bereits ein Überwacher, wenn nicht schon sein eigener Gefangener in dem System der Organisation des Dritten Reiches. Vor mir tauchte sein spanisches Jugenderlebnis auf; das wiederholte sich hier: er war wieder ein bewachter Bewacher!

Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah.

FRANZISKA SEHRENBACH

Die junge Mutter

*Ihr schwerer Blick
ist noch von Fern- und Fremdsein überhangen;
kein Lächeln steigt in ihre Augen,
wenn – selten – sie das kleine Leben streifen,
das schlafend und verbüllt
im Schoß ihr liegt.*

*Der Zukunft dunkle Knospe hüllt noch beide:
durch deren festgefaltete, die Blätter,
kein Strahl, kein Laut noch dringt.
Sie atmen beide noch im großen Schweigen.*

*Zu nah stand sie vor jenem großen Tor,
daraus der lichte und der düstre Engel treten . . .
Nun dröhnt der dumpfe Ton ihr noch im Ohr,
mit dem es zufällt,
wenn der Dunkle weicht.*

BLICK IN DIE ZEIT

ERNST WALTER SCHMIDT

Hiob, Jung und Bultmann

In seinem bedeutsamen Buch „Antwort auf Hiob“ sucht der Schweizer Psychologe C. G. Jung die These zu erhärten, daß Hiob Gott als einen Demiurgen von brutaler Übermacht erlebt: „So bin ich nun einmal“, sagt Jahwe zu Hiob, „der Schöpfer aller unbezwingbaren, ruchlosen Naturkräfte, die keinem ethischen Gehorsam unterworfen sind, und so bin ich selber eine amoralische Naturmacht, eine rein phänomenale Persönlichkeit, die ihren eigenen Rücken nicht sieht.“ Hiob unterwirft sich diesem ihn niederdonnernden Gott, und der Dichter des Hiobdramas läßt nach Jung diskret den Vorhang fallen in dem Augenblick, in dem sonst „ein ungewöhnlicher Skandal in der Metaphysik mit vermutlich verheerenden Folgen“ für den monotheistischen Gottesbegriff gedroht hätte. Im Grunde nämlich werde der Mensch durch die oben erwähnte Selbstbezeugung Jahwes über Gott erhoben; der von Gott zerschlagene Hiob werde zum Richter über die Gottheit: Hiob sei moralische Person, sein Gott sei es nicht. Allerdings werde Jahwe von Hiob keineswegs als bloßes Willkürphänomen erlebt. „Ich weiß, daß mein Anwalt lebt“, bekennt der leidende Hiob und beruft sich damit auf das Gute in Gott, auf den helfenden, gütigen Gott. Gott zeige sich aber im Hiobbuche unter doppeltem Aspekt, als mysteriöse Naturmacht und als gütiger Geist. „Jahwe ist zu unbewußt, um moralisch zu sein. Moralität setzt Bewußtsein voraus. Jahwe ist nicht etwa unvollkommen oder böse wie ein gnostischer Demiurg. Er ist jede Eigenschaft in ihrer Totalität, also u. a. die Gerechtigkeit schlechthin, aber auch das Gegenteil, und dies ebenso vollständig.“

So deutet Jung die Jahwegestalt des Hiobbuches. Für den Hiobdichter selbst – das muß der Darstellung Jungs gegenüber festgehalten werden – ist Jahwe in jedem Falle, auch als Naturmacht, als *mysterium tremendum*, personaler, bewußter Wille. Jung nennt die Auffassung, daß der Weltschöpfer ein bewußtes Wesen sei, naiv und behauptet, daß eine solche Auffassung zu den unglaublichsten logischen Verrenkungen geführt habe, weil man die Tatsache, daß die Bewußtheit eines guten Gottes böse Taten hervorbringen könne, sich nicht erklären konnte. „Die göttliche Unbewußtheit und Unreflektiertheit dagegen ermöglicht eine Auffassung, welche das Handeln Gottes dem moralischen Urteil enthebt und zwischen der Güte und der Furchtbarkeit keinen Konflikt aufkommen läßt.“ Ist aber damit der Konflikt wirklich „gelöst“? Der religiöse Mensch und auch der theologische Denker wird den Versuch, das Amoralische in der Welt auf die Unbewußtheit Gottes abzuschieben, unbefriedigend finden. Der betende Mensch – alle echte Religion ist zutiefst Gebet – kann keinen Gott verehren, der als unbewußte Macht das wieder niedertritt, was er als bewußter Geist aufgebaut hat.

Der Hiobdichter – das ist von Jung richtig beobachtet – sieht bereits oder ahnt doch die Komplexität der Gottheit, die Mehrfältigkeit der Gottesgestalt, eine Mehrfältigkeit, die zum Zerfall, zur Spaltung Gottes zu führen droht. Diese Spaltung wurde verhindert durch eine Entwicklung, die zum trinitarischen Denken führte. In dem vorchristlichen Henochbuche verkörpert sich nach Jung Jahwes wohlwollender Aspekt als „Menschensohn“ und Vertreter der Gerechtigkeit, um dann im Christentum, in Christus selbst zum Rechtfertiger, zum Heiland der Menschen zu werden. Der Heilige Geist endlich stellt das Weiterwirken Gottes in der

auf Christus sich gründenden Gemeinde dar. Der Heilige Geist bedeutet nach Jung das Gezeugtwerden Gottes im Menschen. Der Mensch wird dadurch „in gewissem Sinne“ zur „Sohnschaft und zur Gottmenschlichkeit“ erhoben. „Damit aber gerät der Mensch trotz seiner ihm anhaftenden Sünde in die Stellung des Mittlers, des Einigers von Gott und Kreatur.“

Das trinitarische Denken erkennt, daß die Gottheit angesichts des abgründigen Leides und des Bösen in der Welt in der Gefahr steht, entweder vom Glauben in weltfremde Ferne gerückt oder in zwei sich bekämpfende Prinzipien auseinandergespalten zu werden. Diesen beiden Gefahren der Entweltlichung Gottes (des Akosmismus) oder des absoluten Dualismus sucht das trinitarische Denken entgegenzuarbeiten, indem es sich über den Schöpfergott hinaus zu Gott als dem Erlöser von Schuld und Leid (in der zweiten Person) und zu Gott als der dem Menschen nahen, ihn durchgeistenden Macht (in der dritten Person) bekennt. Wir sehen also im trinitarischen Denken den Durchbruch der Erkenntnis eines innergöttlichen Entwicklungsprozesses: Der in sich ruhende Gott wird weltförmig, als weltförmiger aber zugleich welterlösender und mit den erlösten Seelen zu sich selbst heimkehrender Geist. Im zeitlichen Begriffsschema ausgedrückt: Gott ist nach seiner Heimkehr reicher geworden als vor seinem Weltförmigwerden, denn er hat die Welt mit ihrer Herrlichkeit und ihren schauerlichen Abgründen in sich aufgenommen und hat aus ihr Geister geformt, die sich seiner Majestät und seiner Liebe aufgeschlossen haben.

Jung selbst findet nun dieses trinitarische Denken, so sehr er dessen Tiefe rühmt und so hoch er es über allen jüdischen und mohammedanischen Unitarismus stellt, doch noch nicht ausreichend: Er fordert vielmehr (in seinem früheren Werk „Symbolik des Geistes“) den Übergang von der Trinität zur Quaternität: Das christliche Dogma habe den Teufel unterschlagen. Der Teufel aber gehöre als Widerpart Christi genau so wie Christus selbst in das christliche Gottesbild, er sei genau so real wie Christus. Der Teufel verkörpere die dunkle Seite des weltförmig gewordenen Gottes. Er sei der dunkle Gottessohn, wie Christus der lichte Gottessohn ist. Es sind alte gnostische Spekulationen, die Jung hier wieder aufnimmt. Er kommt mit ihnen zu der Formel: Vater – lichter Sohn (Christus) und dunkler Sohn (Satan) – Geist. „Der Rhythmus ist dann ein Dreischritt, das Symbol aber eine Quaternität.“

Daß die Kirchen dieser Erweiterung der Trinität zu einer Quaternität niemals zustimmen werden, wird Jung selbst wohl nicht annehmen. So großes Kopfzerbrechen das Problem des Bösen dem christlichen Glauben macht, niemals wird er – falls er überhaupt das Böse personifiziert, was ja keineswegs notwendig ist – die Personifikation des Bösen in das Gedankenbild der Gottheit hineinnehmen. Niemals wird der Glaube den Teufel zu göttlichem Range erheben: Denn darauf läuft Jungs neue Viereinigkeitslehre hinaus.

Jung strebt aber in seiner Freude an der Quaternität ihr auch noch auf anderem Wege zu. Er behauptet in seiner „Symbolik des Geistes“ des weiteren: Die Dogmatisierung der körperlichen Himmelfahrt Mariae bedeute nicht nur eine Vorbereitung zur Divinität (Göttlichkeit) der Gottesgebälerin, sondern auch zur Quaternität. Jung bekommt also eine neue Reihe: Vater und Mutter (Maria) – Sohn (Christus) – Heiliger Geist. Auch hier ein Dreischritt mit der Quaternität als Symbol. Diese Quaternität sieht aber anders aus als die erste, die den Satan zum Range eines Gottessohnes erhebt. Oder gedenkt Jung beide Quaternitäten zu vereinigen? Dann käme er zu einer Fünfeinigkeitslehre: Vater und Mutter (Maria) – Christus und Satan (die beiden Gottessöhne) – Geist. Wir sehen, wohin derartige Spekulationen führen! Künftige Kirchenkonzilien könnten dann über die Frage streiten, ob auch Satan als Mariens Sohn zu bekennen wäre oder nicht!

Die Dogmatisierung der Himmelfahrt Mariae durch Pius XII. findet Jungs ungeteilten Beifall. Er bezeichnet dieses Dogma als „in jeder Hinsicht zeitgemäß“, ja, er behauptet, der Papst habe es ganz „offensichtlich bewogen vom Wirken des Heiligen Geistes“ verkündet.

Die hinter diesem Dogma sich bezeugende Wirklichkeit ist für Jung gewissermaßen die „Antwort auf Hiob“, und zwar unter Heranziehung folgender Gedankengänge: In der „Offenbarung des Johannes“, mit der sich Jung eingehend beschäftigt, wird nach ihm besonders leidenschaftlich um die Hiobfrage gerungen. Der Apokalyptiker Johannes, der für Jung identisch ist mit dem Verfasser der Johannesbriefe (eine übrigens sehr anfechtbare Hypothese), erblickt die dunkle Seite Gottes, die der Verfasser der Briefe übersehen hatte. „Johannes (der Verfasser der Briefe) spricht so, wie wenn er nicht nur einen sündlosen Zustand, sondern auch eine vollkommene Liebe kannte, unähnlich Paulus, dem es nicht an der nötigen Selbstreflexion fehlt... Unter solchen Umständen entsteht im Unbewußten eine Gegenposition, die einmal in Gestalt einer Offenbarung ins Bewußtsein durchbrechen kann. Die Offenbarung wird, wenn sie erfolgt, die Form eines mehr oder weniger subjektiven Mythos haben, weil sie u. a. die Einseitigkeit eines individuellen Bewußtseins kompensiert.“ Die von der liebenden Seele des Johannes unterdrückten „Ressentiments und Rachegedanken“... „brechen offenbarungsweise in das Bewußtsein herein“. So verkündet die Apokalypse des Johannes nicht den liebenden, sondern den strafenden, ja Rache schnaubenden Christos. Johannes habe aber, behauptet Jung, nicht gesehen, daß die Macht der Zerstörung und Rache (die sich auch in der Apokalypse austobt) „eben jene Finsternis ist, von welcher sich der Mensch gewordene Gott abgespalten hatte“. So versteht Johannes nach Jung auch nicht die erhabenste Vision seiner Apokalypse, die die eigentliche Lösung der Hiobfrage bringt, die Vision der Sonnenfrau, die unter Schmerzen einen Sohn zur Welt bringt. Johannes sieht auch in diesem Sohne nur den die Heiden mit eisernem Stabe weidenden Rächer, er sieht in ihm nicht, was er in Wirklichkeit bedeutet, „den künftigen Heilbringer, geboren von der göttlichen Gefährtin, deren Abbild in jedem Manne wohnt; des Kindes, das auch Meister Eckart in der Vision erblickte. Er wußte, daß Gott in seiner Gottheit allein nicht selig ist, sondern in der Seele des Menschen geboren werden muß. Die Inkarnation in Christo ist das Vorbild, das durch den Heiligen Geist fortschreitend in die Kreatur übertragen wird. Erst in der Endzeit wird sich die Vision vom Sonnenweibe erfüllen.“

Weshalb genügt die einmalige Inkarnation Gottes in Christo nun aber nicht, wie sie das kirchliche Dogma lehrt? Jung kritisiert das Dogma von der Geburt des Gottessohnes aus der Jungfrau Maria mit folgenden Worten: „Maria wird durch Anwendung besonderer Schutzmaßnahmen (unbefleckte Empfängnis) sozusagen zum Status einer Göttin erhoben und büßt damit ihre volle Menschlichkeit ein: sie wird ihr Kind nicht wie alle anderen Mütter in Sünden empfangen, und daher wird es auch nie ein Mensch, sondern ein Gott sein. Man hat – meines Wissens wenigstens – nie gesehen, daß damit eine wirkliche Menschwerdung Gottes in Frage gestellt, bzw. nur teilweise vollzogen wurde.“

Es läßt sich von hier aus allerdings nicht mehr richtig verstehen, wie Jung nun gerade das Dogma von der leiblichen Himmelfahrt Mariae als besonders „zeitgemäß“ empfinden kann. Jung wirft der protestantischen Ablehnung des Mariendogmas vor, sie verkenne die Tatsache, daß Gott ewig Mensch werden wolle und darum durch den Heiligen Geist sich fortschreitend inkarniere. Der Protestantismus verstehe die Zeichen der Zeit nicht mehr und lasse das fortschreitende Wirken des Heiligen Geistes außer acht. Er habe offenbar die Fühlung mit den gewaltigen archetypischen Entwicklungen in der Seele des einzelnen wie der Massen und mit jenen Symbolen, welche die wahrhaft apokalyptische Weltlage zu kompensieren bestimmt sind, verloren. „Mit dem Schluß des Neuen Testaments hören die authentischen Mitteilungen Gottes auf: Soweit der protestantische Standpunkt!“ – sagt Jung. Das ist aber ein durchaus einseitiges und darum falsches Urteil. Nur eine gewisse orthodox-protestantische Dogmatik wird dadurch getroffen, nicht einmal jede protestantische Orthodoxie, geschweige denn der gesamte neuere Protestantismus.

Jung rühmt dem Protestantismus gegenüber die katholische Kirche: Sie nehme an, daß das Dogma mit Beihilfe des Heiligen Geistes sich weiter entwickeln und entfalten könne. Nur übersieht Jung, daß die „Beihilfe des Heiligen Geistes“ in Rom unter der strengen Kontrolle des Papstes steht und daß eine solche Kontrolle dem frei wirkenden Geiste u. U. verhängnisvoller werden kann als selbst der naivste protestantische Biblizismus, der die Auffassung vertritt, daß der Heilige Geist sich nie gegen das Bibelwort oder über das Bibelwort hinaus bezeugen werde. Denn bei der ungeheuren Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gegensätzlichkeit der biblischen Worte ist selbst durch einen strengen Biblizismus der Einbruch neuer Geistwahrheiten in die christliche Welt niemals ganz unmöglich gemacht, während ein päpstlicher Fanatiker wenigstens theoretisch die Macht haben könnte, den wahren Geist zu exkommunizieren.

Wenn Jung zum Preise des Mariendogmas dem Protestantismus vorwirft, er habe das Odium einer bloßen Männerreligion, die keine metaphysische Repräsentation der Frau kenne, auf sich genommen; das Weibliche verlange eine ebenso personhafte Vertretung wie das Männliche, so kann man ihm auch hier verschiedentlich widersprechen. Der Protestantismus hält sich daran, daß wir Gott „im Geist und in der Wahrheit“ anbeten: „Im Himmel wird nicht gefreit“, sagt das Evangelium. Gott ist weder Mann noch Frau. Der Gläubige sieht in seinem Gott wohl väterliche und mütterliche Züge, aber er sieht Gott nicht als geschlechtliches Wesen. Männliche und weibliche Geschlechtlichkeit in die Gottheit hineinzuprojizieren, wird man primitiveren Glaubensformen überlassen müssen.

Im Zusammenhange dieser antiprotestantischen Äußerungen wendet sich Jung gegen jede „Entmythologisierung“. „Wie will man“, sagt er, „die Gestalt Christi ‚entmythologisieren‘? Ein solcher rationalistischer Versuch würde ja das ganze Geheimnis dieser Persönlichkeit herauslaugen, und was übrig bliebe, wäre nicht mehr die Geburt und das Schicksal eines Gottes in der Zeit, sondern ein historisch schlecht beglaubigter religiöser Führer, ein jüdischer Reformator, der hellenistisch gedeutet und mißverstanden wurde – etwa ein Pythagoras oder meinetwegen ein Buddha oder ein Mohammed, aber keinesfalls ein Sohn Gottes oder ein Mensch gewordener Gott.“ Der bedeutende Psychologe C. G. Jung erweist sich in solchen Sätzen als kein gleich großer religiöser Denker. Es ist sachlich nicht zutreffend, das Entmythologisierungsstreben einfach als Rationalismus abzutun. Noch keine echte Religion hat ohne mythische Formel existiert. Wenn Jesus Gott „Vater“ nennt, so ist das bereits mythische Ausdrucksweise. Nicht um die Befreiung der Religion von jedem mythischen Gewand handelt es sich in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die Entmythologisierung, sondern nur um die Befreiung der Religion von veralteten, zu eng gewordenen Gewändern. Kein Mythos ist unveränderlich, er wandelt sich mit dem sich wandelnden Weltbild der Zeiten. Bleibt er starr, reißt er schließlich die Religion in seinen Untergang hinein, der ihm unweigerlich früher oder später droht. Wir, die wir nicht mehr mit Ptolemäus, sondern mit Kopernikus, Planck oder Einstein ins Weltall hinausblicken, haben kaum aufhebbare Schwierigkeiten, einen „Mythus“ wie den der leiblichen Himmelfahrt Christi oder Mariae in der traditionellen Weise zu bekennen. Wir deuten diese Mythen daher um, d. h. wir suchen den alten Mythos in einen neuen unserm Weltbild sich einfügenden Mythos (z. B. den von der Heimkehr des Christusgeistes in die göttliche Welt oder von der Aufnahme der Marienseele in die Heimat aller Seelen) zu kleiden.

Solche „Umdeutung“, in der die Theologen gewandt sind, ist aber für den schlichten Gläubigen meist nicht minder schwierig; dieser nimmt daher das auf Grund mythischer Vorstellungen begrifflich geformte alte Dogma im buchstäblichen Sinne und lebt nun, wenn dieses Dogma sich nicht in sein Weltbild einfügt, in dauernder religiöser Unsicherheit, in einem schwankenden Halbglauben, oder wirft mit dem alten Dogma den Glauben überhaupt

über Bord, weil er eben nicht imstande ist, zwischen religiöser Wahrheit und unzulänglicher Formung dieser Wahrheit zu unterscheiden. Er wird daher oft ein besonders entschiedener „Atheist“ und ein besonders entschlossener Kirchenfeind. Unter den „Freidenkern“ sind die heftigsten Gegner der Kirche zumeist nicht ehemalige Protestanten, sondern ehemalige Katholiken, weil im Bereich der katholischen Kirche das Mißtrauen gegen jede Umdeutung und freiere Auffassung alter Dogmen noch größer ist als in der protestantischen, selbst in der orthodox-protestantischen Welt. Entmythologisierung ist daher kein einfacher Rationalismus, wie Jung behauptet, sondern in vielen Stücken eine Forderung ehrlichen und sauberen Denkens, wobei der Ausdruck „Entmythologisierung“ allerdings irreführend sein kann. Es handelt sich nicht um Aufhebung des Mythos und Dogmas überhaupt, mögen auch manche, die der Entmythologisierungsforderung zustimmen, das glauben: Jede lebendige Religion schafft sich mythische Vorstellungen und dogmatische Formen; es handelt sich bei der Entmythologisierungsfrage vielmehr nur um ein Aufgeben unzureichend gewordener mythischer und dogmatischer Vorstellungen.

Jung schreibt in solchem Zusammenhange über den Christus der Evangelien in seiner „Antwort auf Hiob“: „Neben der Menschenliebe macht sich im Charakter Christi eine gewisse Zornmütigkeit bemerkbar und, wie es bei den emotionalen Naturen häufig der Fall zu sein pflegt, ebenso ein Mangel an Selbstreflexion. Nirgends findet sich ein Anhaltspunkt dafür, daß Christus sich je über sich selbst gewundert hätte. Er scheint nicht mit sich selber konfrontiert zu sein. Von dieser Regel gibt es nur eine bedeutsame Ausnahme: der Aufschrei am Kreuz. Hier erreicht sein menschliches Wesen Göttlichkeit, nämlich in dem Augenblick, wo der Gott den sterblichen Menschen erlebt und das erfährt, was er seinen treuen Knecht Hiob hat erdulden lassen. Hier wird die Antwort auf Hiob gegeben und, wie ersichtlich, ist auch dieser supreme Augenblick ebenso göttlich wie menschlich, ebenso ‚eschatologisch‘ wie ‚psychologisch‘. Auch hier, wo man restlos den Menschen empfinden kann, ist der göttliche Mythos ebenso eindrucksvoll gegenwärtig. Und beides ist ein und dasselbe. Wie will man da die Gestalt Christi ‚entmythologisieren‘?“

Es ist aber durchaus möglich, nicht nur im Aufschrei am Kreuz Göttlichkeit im menschlichen Wesen Christi zu sehen, sondern auch im Leben Jesu, seiner Liebes- und Reichgottesbotschaft, in seinem Sterben und in den Ostererfahrungen der Jünger zugleich menschliches und göttliches Geschehen zu erblicken und dabei doch Vorstellungen wie die der Jungfrauengeburt oder des leibliche Speise zu sich nehmenden Auferstandenen für „mythisch“ zu halten. Zur Frage der Göttlichkeit Christi kann man ebensogut auf das Johannes-Evangelium hinweisen, wo Christus, als ihn die Juden wegen seiner Ansprüche auf Gottessohnschaft der Gotteslästerung zeihen, auf ein alttestamentliches Wort verweist (Psalm 82, 6), in dem von den Menschen geradezu als „Göttern und allzumal Kindern des Höchsten“ gesprochen wird (Joh. 10, 34–36). Was Christus ist, der Sohn, der den Vater kennt, wie er vom Vater erkannt ist, das sollen alle werden: Menschen, die von Gott her, von oben geboren werden. Gewiß braucht man damit nicht einer flachen Gleichsetzung Christi mit jedem Menschen das Wort zu reden. Der Abstand zwischen ihm und den Menschen bleibt ein gewaltiger. Aber der Unterschied brauchte nicht in der physischen Herkunft, sondern in der seelischen Vollendung zu bestehen, in dem göttlichen Logos, der in ihm erschien, der göttlichen Gnade, die auf ihm ruhte und ihn, den wie uns alle dem Irrtum unterworfenen Menschen der beginnenden römischen Kaiserzeit, dennoch wahrhaft zum Licht der Welt machte.

Jung „entmythologisiert“ selbst dauernd, d. h. er übt scharfe, oft theologisch gesehen voreilige Kritik an alten Dogmen und Kirchenlehren. Wir erwähnen nur seine Kritik an der Satisfaktionslehre: „Was ist das für ein Vater, der lieber den Sohn abschlachtet, als daß er seinen übelberatenen und von seinem Satan verführten Geschöpfen großmütig verzeiht?“

Was soll mit diesem grausamen und archaischen Sohnesopfer demonstriert werden? Etwa die Liebe Gottes? Oder seine Unversöhnlichkeit?“ Hinwiederum fordert Jung „anlässlich des Einzugs der Gottesmutter in das himmlische Brautgemach“ den Protestantismus auf, an die große Aufgabe einer neuen psychologischen Interpretation der christlichen Tradition heranzutreten. Die Freiheit des Geistes, die hierzu erforderlich sei, sei nur auf protestantischem Boden gewährleistet. Die Himmelfahrt Mariens bedeute für die historische und rationalistische Orientierung einen Schlag ins Gesicht und würde dies für alle Zeiten bleiben, wenn man sich auf Argumente der Vernunft und der Historie versteifen wollte. Wenn je, so liege hier der Fall vor, der ein psychologisches Verständnis erheische, denn das zutage tretende Mythologem sei derartig offenkundig, daß es schon absichtlicher Blindheit bedürfe, um dessen symbolische Natur, bzw. Deutbarkeit verkennen zu können.

Eine solche neue Interpretation altchristlicher Tradition würde aber von Rom stets als ruchlose Ketzerei verurteilt werden. Denn gerade das, was Jung fordert, ein psychologisches Verständnis der zutage tretenden Mythologeme, der Hinweis auf ihre symbolische Natur und Deutbarkeit, all dies ist für Rom Hybris des Menschen, der die geheiligten Dogmen vor das Forum seines Verständnisses zieht, statt sie demütig zu verehren. Von Rom aus gesehen, steht der Psychologe Jung mit den protestantischen und nun gar mit den neuprotestantischen Theologen sicherlich in der gleichen „Verdammnis“.

Die entmythologisierende Haltung ist nun freilich den altkirchlichen Mythen und Dogmen gegenüber zumeist wesentlich radikaler als die Jungs. Wir finden bei Jung eine Neigung, auch archaische und primitive Mythen zu konservieren und die kommende religiöse Mythenbildung damit zu belasten. Jung will zwar keine neuen Mythen schaffen; kein Mythos kann bewußt geschaffen werden, er steigt aus unbewußtem Seelengrunde als „Offenbarung“ herauf oder senkt sich aus überbewußtem Leben als „Offenbarung“ ins Bewußtsein herab. Immerhin möchte Jung aber durch seine psychologischen Forschungen und Deutungen für die Herauf-führung neuer lebendiger Mythen die Bahn frei machen. Dazu ist der Versuch, primitive religiöse Vorstellungen, die von einer Religion des Geistes bereits überwunden waren (wie z. B. die Vorstellung von der Geschlechtlichkeit, Mannheit und Weiblichkeit der Götter), wieder in ein kommendes Gottesbild hineinzunehmen, sicherlich jedoch ein falscher Weg.

Wie es überhaupt zuviel gewagt ist, Art und Wege kommender Mythenbildung vorauszusagen. So begrüßt Jung die Dogmatisierung der leiblichen Himmelfahrt Mariae, weil sie im Sinne eines kommenden Mythos, der Geburt des Gottessohnes aus der Sonnenfrau, liege. Wenn Jaspers in seinem grundlegenden Werke „Von der Wahrheit“ erklärt, es sei absurd, eine kommende Philosophie vorauszusagen, so kann man wohl mindestens mit dem gleichen Recht sagen, daß es menschlicher Übermut ist, Art und Weise kommender Mythenbildungen, d. h. einer religiösen Neubildung, voraussagen zu wollen. Der Geist, sowohl als bewußter wie als unbewußter Geist genommen, wirkt frei; seine Äußerungen können nicht berechnet werden. Jede neue Religion, jede Erneuerung alter Religion gründet sich auf Offenbarung, auf den Einbruch des Göttlichen in das Menschliche, und wer wollte behaupten, er könne kommende Offenbarungen voraussehen!

Eben weil Gott ein Mysterium, ein Geheimnis ist, wird man sich gegen den häufig von religiösen Denkern, auch von Jung unternommenen Versuch wehren müssen, die Dissonanzen der Erscheinungswelt in Gott, den Seinsgrund selbst, hineinzutragen. Die Welt ist nicht die Tragödie Gottes, Gott selbst ist nicht tragischer Geist. Die Kirchen haben recht, wenn sie aus tiefem religiösem Instinkt heraus derartige Anschauungen stets abgelehnt haben. Auch ein Philosoph wie Jaspers hat recht, der den „Pantragismus“, die Metaphysik der universalen Tragik – der leidende Gott sei der Seinsgrund – als Verkehrung, als falsche Absolutierung bezeichnet. „Statt echten Transzendierens wird in einem solchen beschränken-

den Scheinwissen eine Verabsolutierung vollzogen von etwas, das zur Welt gehört: Tragik liegt in der Erscheinung. Das Tragische läßt durchscheinen das Sein, durch Tragik spricht ein anderes, das nicht mehr tragisch ist . . . Auch die tiefsinnigen Dualismen, die als Ursprung des Tragischen im Grund des Seins statuiert werden (z. B. das in Gott, was nicht Gott selbst ist) sind nur relativ gültige Chiffren . . . Das tragische Wissen ist selbst ein offenes, nicht wissendes Wissen.“

Es gibt darum keine jeden Zweifel niederschlagende Antwort auf Hiob, eben weil unser Denken die Erscheinungswelt, nicht aber das Ursein selber umfaßt. Auch die „Antwort“, die Jung gibt: am Kreuze Christi, im Aufschrei des Gekreuzigten erfahre Gott (endlich einmal! – so müssen Jungs Äußerungen nach dem Tenor seiner Sprache gedeutet werden) selbst das Leid, das er seinen treuen Knecht Hiob habe erdulden lassen, ist keine Antwort. Diese „Antwort“ wird auch von denen, die dem alten mythischen Weltbild weiter im Umkreise ihres Glaubensbekenntnisses anhängen, als nicht gerade fromm (weil von geheimer Schadenfreude nicht frei) empfunden werden; vor allem wird aber dem damit keine gültige Antwort gegeben, der das alte mythische Weltbild und den Christusmythos der alten Kirche nicht mehr mitzuvollziehen vermag. Die Rede vom leidenden Gott wird ihm als unberechtigte Übertragung menschlicher Kategorien auf den göttlichen Seinsgrund erscheinen.

Eine Antwort auf die Hiobfrage gibt es nicht. Es bleibt bei dem Dennoch des Glaubens auch unverstandenem Leide, auch unverstandenem Bösen gegenüber. Das ist die Haltung, in der uns das Hiobbuch entläßt. Es ist keineswegs so, wie Jung behauptet, daß der Hiobdichter den Vorhang klugerweise zuzieht, um dem Anblick eines metaphysischen Skandals zu entgehen. Die Frömmigkeit des Hiobdichters ist stark genug, auch dem dunklen, verborgenen Gott ins Auge zu schauen und sich doch gleichzeitig zu ihm als dem Anwalt und Erbarmen des Menschen zu bekennen.

Für den „Heiligen“, den ganz an Gott Hingegebenen, ist sogar schon der Versuch einer Theodizee unförmig. Für Jesus gibt es keine Theodizee. Der Aufschrei am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (wie alle übrigen Kreuzesworte wohl kaum wirklich gesprochen, wenn auch, wie alle diese Worte, in einem tieferen Sinne wahr) darf als Psalmgebet (Psalm 22, 2) in der Deutung nicht überfordert werden. Bultmann charakterisiert die Haltung Jesu zutreffend mit folgenden Worten: „Daß das Leiden einen Zweifel am Walten Gottes begründe, hat Jesus nicht gemeint; es würde mit seinem Gottesgedanken unvereinbar sein. Denn der Zweifel setzt voraus, daß der Mensch von sich aus einen Anspruch gegenüber Gott hat und über ein Kriterium verfügt, um zu beurteilen, was Gott angemessen ist und was nicht. Im Sinne Jesu hat nur *der* Zweifel Sinn, der sich auf den Menschen selbst bezieht und ihn in seiner natürlichen Sicherheit erschüttert; der Zweifel, der dem Menschen klarmacht, daß seine Situation die der letzten Stunde, der Entscheidung ist. Ist für den Menschen jede Situation die der Entscheidung, in der er Gehorsam bewähren soll, so auch die des Leidens; auch in ihr ist der Wille des Menschen in Anspruch genommen, auch in ihr gilt es, auf den eigenen Anspruch zu verzichten, freilich nicht in einem Verzicht der Resignation, sondern in einer Bejahung des Willens Gottes, der der Gott der Zukunft ist und Zukunft gibt. Die Frage der Theodizee aber kann sich nicht erheben; denn sie gehört in einen andern Kreis von Gedanken über Gott und den Menschen.“

Hemingway und die Einfalt als Grundwert der Dichtung

„Das Einfältige ist am leichtesten zerstört und bleibt am festesten zerstört.“
 Adalbert Stifter, Narrenburg

Es fällt nicht schwer, in dem von Krisen und Zwiespälten zerrissenen Schrifttum der Gegenwart Stimmen herauszuhören, die nach Einfalt, Einfachheit, Reinheit, Einheit verlangen. Wie sind solche Rufe zu verstehen? Zielen sie auf das alte „Simplex et Unum“ des Horaz, oder geht hier eine tiefere Wandlung im gesamten Menschenbild vor, der Ruf nach einem neuen Menschen, die Frage an die Dichter, ob sie nicht mitverantwortlich sind für das Menschenbild ihrer Zeit, die Frage an die Kunst, ob sie nicht ihren Sinn verliert, wenn sie die Selbstzerstörung des Menschenbildes zum waghalsigen Experiment macht?

Graf Hermann Keyserling, Philosoph der vielschichtigen „Südamerikanischen Meditationen“ beschließt sein letztes „Buch vom Ursprung“ mit dem Satz des Konfuzius: „Ein vornehmer Mensch kann, indem er ein Leben der schlichten Einfalt führt, der Welt Frieden bringen.“ Keyserling fügt hinzu: „Hier gibt es alle nur denkbaren Stufen der Vereinigung des Menschen mit seinem Ursprung.“ Aufforderung, ein ganzes Spektrum der Einfalt zu entwerfen, was Aufgabe eines Buches wäre. Der englische Romanier Charles Morgan, der seine Romane echt sentimentalisch aus der Idee baut, bezeichnet selbst den Grundwert, auf den er immer zielt, als „Singleness of Mind“. Seine Romane bezeugen, wie sehr ihm das mit der Reinheit des Herzens zusammenfällt. Dem neuromantisch noch überreizten Dichter Sparkenbroke wird der Spruch aufs Grab gegeben: „Selig sind, die reinen Herzens sind.“ Leitspruch des Hauptwerks „The Voyage“ lautet: „Weisheit ist's, daß du dem Herzen glaubst.“ Noch im letzten Roman „Der Richter“ klingt das an, wenn der alte Richter der jungen Pflgetochter im Entscheidungsaugenblick rät: „Du bist das Mädchen, das sah, daß das Leben gut war, es mit einfältigem Herzen glaubte und mit zwiespältigem Verstand zu bezweifeln begann.“ „Du brauchst nur zu lauschen, Gott ist nicht stumm.“ Die kraftvoll-brutale Selbstdarstellung des Arbeiter-Handwerkers Georg Glaser „Geheimnis und Gewalt“, im Ichbericht eines Simplizius der Massenzeit, kreist um eben diesen Grundbegriff, der in immer andern Wortwendungen derselbe ist.

„In diesen Tagen lernte ich ermessen, wie entscheidend die Erinnerung an meine einzigen, glücklichen Kinderjahre, die ich fern vom Alten im Heimatdorf meiner Mutter gelebt hatte, mein ganzes, seitheriges Dasein bestimmt hatten.“

„In diesem Verhalten war keine Spur von Verworfenheit, im Gegenteil eine große Reinheit und Unschuld – wie Kinder des Weltkriegs sich im Dreck wälzten, um wie Frontsoldaten auszusehen!“

„Ich weiß, wir müssen uns beschmutzen, indem wir eine so beschmutzte Erde reinigen; wir müssen schuldig werden. Aber wir müssen wissen, wann wir uns beschmutzen, um wieder sauber zu werden. Sauberkeit ist ein andres Wort für Auflehnung.“

„Aber ich fühlte mich heil unter den Schrammen und Narben. Ich war noch nicht vermindert.“

Was der Philosoph, der Ideendichter, das gelebte Leben in der Künstlerseele des Arbeiters heraufrufen als Inbegriff, A und O des Daseins, Ursprung, Urwert, sollte es möglich sein, diesem Begriff soweit auf den Grund zu kommen, daß er uns seine Elemente erschließt? Abermals weist uns ein Dichter den Weg, diesmal der Realist, der berufen ist,

Gegenständliches zu verdichten. In der ganzen Breite gegenständlicher Darstellung deckt er die Seelenelemente der Einfalt auf. Ernest Hemingway, der soeben mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Dichter von „The old Man and the Sea“ (Der alte Mann und das Meer), steht mit diesem Buch im Glanz des Welterfolgs. Die zur Parabel verkürzte Romantiefe erlaubt auf kleinstem Raum ein ergiebiges Durchleuchten. Gleich zum Eingang prägt der Dichter den Satz, der den Schlüssel zum Ganzen gibt: „Er war zu einfältig, um sich zu fragen, wann er diesen Zustand der Demut erlangt hatte. Aber er wußte, er hatte ihn erlangt, und er wußte, es war nicht entehrend, und es brachte nicht den Verlust echten Stolzes mit sich.“

Die Einfalt erschließt sich hier als paradoxe Einheit von Demut und Stolz. Demütig ist der Alte im Gespräch mit dem Jungen, den er das Fischen gelehrt und dessen liebevolle Fürsorge er sich gefallen läßt, arm bis aufs Hemd, bis aufs primitivste Fischergerät; nie doch ohne Würde; er, der sich selbst einen „merkwürdigen Mann“ nennt: der beste Fischer, der jetzt 84 Tage nichts gefangen und der zum 85. Mal ausfährt, „unbesiegt“. Die Demut erweitert sich zum Schicksalsgefühl, das jeden Schlag hinnimmt, der nicht abgewehrt werden kann; sie bewährt sich als naive Weltoffenheit, der jede Ausfahrt „ein neuer Tag ist“, von den kleinen und großen Wundern der Schöpfung überfüllt bis zum Rand; sie bewährt sich als unbewußte Herzenskraft, die alles mitfühlend durchdringt, was in der Schöpfung lebt, in einem Brudergefühl, das sich in nichts von der künftigen Nüchternheit unterscheidet, mit der er sein Fischerwerk übt, exakt und unermüdlich. Zuletzt bewährt sich diese Demut im Glauben an eine Weltordnung, in der alles aufeinander abgestimmt ist, auf großzügig-gnadenvolle und zugleich harte Prüfungen fordernde Art. Das Meer, „la mer“, ist ihm etwas, „was große Gunst gewähren oder vorenthalten kann“; und wenn es wilde Dinge tut, so nur, weil es nicht anders kann. Eine „große Hilfe“ ist ihm der Vogel, der die Fischzüge anzeigt. Und so ist auch er selbst als Fischer dem großen Fisch zugeordnet, den er überlisten und töten muß, obgleich er ihn liebt, weil er „niemals etwas Größeres oder Schöneres oder Ruhigeres oder Edleres gesehen“. So mächtig ist in ihm diese Schicksals-Demut, daß er den Kampf zwischen Fischer und Fisch begreift als Kampf zweier Schöpfungselemente, aus dem sich im Kleinen und Großen die Gotteswelt erhält: „Mir ist es gleich, wer wen tötet.“

Hier aber dringt zugleich jetzt in diesem demütigen Selbst etwas herauf, was all seiner Weltoffenheit zum Trotz unbeirrbar, unbeeinflussbar, und sozusagen (wie die Monade des Leibniz) ohne Fenster ist: „das, wofür ich geboren bin“; „ich und kein andrer Mensch auf der Welt“; dieses Ich eines Fischers, dem es eingegeben ist, immer die weitesten Fahrten ins Meer zu tun, sich immer an das Schwerste zu wagen. Dies Ich, das zum großen Fisch spricht, dessen Schicksal mit dem seinen verkettet ist: „Fisch, ich liebe dich und achte dich sehr. Aber ich töte dich bestimmt, ehe dieser Tag zu Ende ist.“ So wie er im Fingerkampf einst den starken Neger besiegt hat, indem er dessen Selbstbewußtsein erschütterte. Für dies Ich gibt es nur eine „Sünde“: „nicht zu hoffen!“ oder auch: sich selbst aufzugeben; das wozu man geboren ist. Findet er sich nicht überall zugleich durch die Schöpfung bestätigt und getragen, die ihn als Fischer zu töten zwingt? Träumt er nicht, wenn er träumt, von „Löwen“, die ihm sein Selbst stärken in seiner urbildlichen Einfalt?

Die Probe auf diese paradoxe Einheit von Demut und Stolz bildet auf der Rückfahrt der unbarmherzige Angriff der Haifische, die nicht ruhen, ehe sein wunderbarer Fisch bis aufs Gerippe zerfleddert ist. Sein tiefster Schmerz ist es, daß dies Schöpfungswunder so verstümmelt wird. Er selbst schlägt so viel Haie tot, als er kann. Danach rüstet er sich, die Niederlage mit Würde zu tragen. „Es ist einfach, wenn man geschlagen ist.“ „Glück ist etwas, das in vielen Formen kommt, und wer kann es erkennen?“ Anders Tags wird er wieder ausfahren; mit dem Jungen, und der „wird ihm Glück bringen“. Kameradschaft

der beiden, unverlierbarer Ton im Ganzen, macht die Gnaden bewußt, durch die sich hier alte und junge Generation zu unzerreißlicher Kette aneinanderfügen.

Es zeigt sich, daß dieser alte spanische Fischer, der frommer Katholik ist und der Maria viele Gebete versprochen hat für den Sieg, auch für seine Frömmigkeit eine eigne Form der Einfalt entwickelt: einen unbesieglichen Humor. Dieser Humor entspringt aus der schlichten Gleichsetzung von Mensch und Fisch vor dem Auge Gottes. Der komische Kontrast, der uns lachen macht, behält Ehrfurcht und Liebe zur Schöpfung.

„Bringt er mich rein oder bringe ich ihn rein? Behalte einen klaren Kopf und sieh zu, daß du es wie ein Mann erträgst. Oder wie ein Fisch.“ – „Bestimmt tut ihm sein Rücken nicht so weh wie mir meiner.“ –

Und zum Haifisch, den er mit zerschlagenem Schädel hinabschickt, sagt er: „Geh, besuch deine Freundin, oder vielleicht ist es deine Mutter!“

Dieser Humor kennt, wie man sieht, keinen Ödipuskomplex; ebensowenig den Freud-schen „Narzißmus“ oder seine „Ambivalenz“.

Das Siegel auf diese einfältige Einheit ist die Sprache: auch sie ist demütig-stolz; demütig wie die großen Realisten, die nur der Sache dienen; stolz aus der monadischen Kraft der Seele, die die Satzgefüge aus der inneren Bildvision durchhellte und vertieft, durch alle Sprachfiguren, von der Wiederholung, die ihre archaische Würde hat, bis zum Bild, das uns trifft wie ein Signal. Was entsteht, ist symbolischer Realismus, der nirgends surrealistischer Übersteigerung bedarf, um „ganz“ zu sein; überall sinndurchhellte, von aufschließender Tiefe, jenem alten Logau-Spruch gemäß:

Wo hat die Kunst ihr Haus? Das Haus der Kunst ist rund;
Steht allenthalben so, daß Sonne drüber stund.

Der Stil der Einfalt bewährt sich hier in zwei Merkmalen. Einmal als Schöpfungsvielfalt: die einfache Ausfahrt des Fischers wird zum Spiegel einer Weltfahrt, an der das Universum teilhat. Zum andern als Heilkraft der Unzerspaltenheit: auf der ganzen Fahrt ist der Fischer allein, redet er vor sich hin. Nie doch entsteht ein „innerer Monolog“ daraus, der die Seele analysiert. Wenn er spricht, ist es Zwiesprache, mit dem Vogel, mit dem Fisch, mit der klammen Hand, mit dem Jungen, den er herbeischnit, mit der ganzen Schöpfung. („Er wußte, daß man auf See niemals allein war.“) Wenn er einmal anfängt, über die Sünde zu reflektieren, ruft er sich selbst zur Ordnung: „Du denkst zu viel, alter Freund!“ Nur der ganze, der handelnde, nicht der nur-reflektierende Mensch gilt in diesem Bereich.

Es wäre wenig sinnvoll, dies kleine Werk, diesen reinen, mutigen Schwebezustand im Weltgleichgewicht, auf das komplizierte Gerüst der Leibnizschen Monadologie zu beziehen, die sich gleichnishaft anbot. Nur eben gleichnisweise kann das gelten: wie die „Monade“ als kühne Setzung die Leibnizsche Weltphilosophie beherrscht, so gilt im Weltbild des Fischers jenes Grundmaß einer Einfalt, die Demut und Stolz in einem ist. Die Paradoxie ist die gleiche: gnadenhafte Zusammenstimmung mit dem Ganzen, und Eigenkraft der Monas, als wenn sie ohne Fenster wäre. Und so trifft denn, was Goethe gleichnishaft im bekannten Gespräch mit Falk (Januar 1813) zu den Monaden sagt, genau ins Weltbild unseres Fischers hinein. Ganz einzig ist Goethe mit der Setzung einer Monas, dieser „Einfachheit des einfachsten Wesens“, als eine zentrale Kraft, die sich aus vielen unteren Monaden aufbaut. Wie ist im Zwiegespräch des Alten mit der klammen Hand in dies Monadenspiel hineingeleuchtet. Ganz fest auch ist Goethe überzeugt, daß starke Monaden nach dem Tode fortwirken, in anderen Legierungen. Souveräne Überwindung der Todesangst geht von solcher Monaden-Setzung aus. Was aber als innerste Heilkraft jener „Einfalt“ in der Seele

des Fischers entspringt und seine Aura in allem und jedem ausmacht, ist die stille, selbstverständliche Tapferkeit, die keine Gespenster der Todesfurcht mehr kennt. So selbstverständlich ist dieser stille Mut, daß das Wort Grundfrömmigkeit oder geheime Daseinsmystik dafür fast schon zu viel ist und nur soweit Geltung hat, wie als ferner Hintergrund der Leibnizschen Monadologie die Theodizee aufleuchtet. Auch Goethes kühne Ausweitung der Monade, die über den Tod hinaus ihre Kraft behält, schließt die Leibnizsche Theodizee nicht aus, bezeugt nur, welche Weite der gnadenhaften Zusammenstimmung besteht. Nur soll man da nicht zu tief hineinleuchten wollen, nicht, wie Goethe es ausdrückt, „die Urphänomene in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche stören“. Der Fund, den uns diese Goethe-Exkursion einträgt, ist bedeutend: das entscheidendste Merkmal der Einfalt ist erst dadurch an dem Hemingwayschen Weltbild offenbar geworden: die Überwindung der Todesfurcht. Auch Hemingways eigne Entwicklung bis zum letzten Werk vermag darauf Licht zu werfen.

Hemingways kleines Werk hätte wohl kaum solch rühmendes Weltecho gefunden, wenn es eben nicht von Hemingway wäre, der schon so viel Bedeutendes, Aufregendes, Beunruhigendes vorher geschrieben hatte. John Atkins, sein jüngster Biograph (1953), erschließt als Grundimpuls aller Werke das Urerlebnis des ersten Weltkriegs: die Todesfurcht. Wahrhaft hemmungslose Existenzerfahrung und Vertiefung ist ihm von daher zuteilgeworden. Urschichten hat er aufgewühlt, um das Menschenwesen in seiner Fragwürdigkeit zu ergründen. Im Spanien-Roman tritt über vitalen Urschichten eine helle, tapfere, kameradschaftliche, für die Idee der Freiheit sich stolz und sozusagen doch zugleich anonym und demütig opfernde Welt der Einfalt hervor: Anselmo, Fernando: „es gibt nichts ihresgleichen, wenn sie in Ordnung sind“. Der Held hat sich für sie entschieden. Dann kommt Hemingways nächstes Werk „Across the River and into the Trees“: der Oberst, der den Tod in sich hat, als Herzkrankheit, die unheilbar ist. Wir erleben die beiden letzten Tage vor dem Tod. Horst Oppel hat herausgearbeitet, wie hier der alte, brutale Zyniker zur Entsöhnung kommt; begnadet mit der Liebe der Komtesse, die ihn zum Sprechen bringt, in die Ahnung eines Mit-Lebens, Mit-Leidens erweitert. Der alte Fischer ist der nächste Schritt: die Angst, die Unchre des Mannes, ist überwunden aus der Einfalt, die Demut und Stolz in einem ist.

Entscheidend wird für die Auswertung des Hemingwayschen Werks, ob es eine Art Ausnahme darstellt im heutigen Literaturgeschehen oder ein Signal. Drei Zeugnisse seien aufgewiesen, die grade im Schrifttum der letzten Jahre Hemingways Stil der Einfalt bestätigen aus gleichen Grundimpulsen. Der Einfachheit der Fischerwelt, in der Hemingways Held beheimatet ist, entspricht der europäische Bauernroman. Nur eine Stimme sei herausgehoben: Ignaz Silone. „Unter den Bauern und Arbeitern findet man die letzten Überreste von Stolz, Würde, Einsicht; die letzten Reserven dieser Rasse.“ Der Roman „Same unterm Schnee“, der dies Zitat bringt, kreist um ein einziges Erleben, aus dem sich dem Dichter das Dasein rechtfertigt: gute „Kumpane“ finden; er findet sie nur im einfachsten Volk, bei den Cafoni, den Tagelöhnerbauern. „Armut und Freundschaft ehren.“ Gemeinsame Rebellion gegen die Herzenskälte, den „Schnee“, unter dem „der Same“ wie ein Gotteskeim verborgen liegt, die Kumpanei, Männerfreundschaft, zu jedem Opfer bereit. Dazu Romano Guardini, die christliche Anthropologie („Das Ende der Neuzeit“): „Wird die Kameradschaft aus der Person heraus begriffen, dann ist sie das große menschliche Positivum der Masse.“ Auch andre Einfaltwerte bringt der europäische Bauernroman hervor. Wir beschränken uns auf den alten Bauernspruch: „Wie der Bauer den Acker baut, so baut der Acker den Bauer“ (August Lämmle „Der goldene Boden“). Dieselbe Zusammenstimmung von Natur und Mensch wie in dem alten Fischer und dem Meer.

Aber die Paradoxie von Demut und Stolz birgt Tiefen, die das kleine Werk Hemingways nicht ausschöpft. So wird Hemingway nicht nur bestätigt, auch erweitert. Niko Kazantzakis' „Die griechische Passion“ führt in ein Griechendorf unter Türkenherrschaft; die Rollen, zum Christusspiel verteilt für die nächsten Ostern, wirken verwandelnd auf die einfältigen Bauernseelen. So dringt die Überwelt unmerklich in die Bauernwelt. Panagiotaros wird zum Judas, und der reine Hirte Manolios zum Christus bis in die Todesnachfolge. „Christus erschien ihm als ein gutes Wort, das zu den einfachen, ungebildeten Menschen auf dieser Erde herniedergekommen war.“ Die Großartigkeit der Romanepik, die hier wieder erreicht ist, kann nur angedeutet werden. Die Einfalt vertieft sich aus dem Grund des Bibelworts: „Der Herr behütet die Einfältigen; wenn ich unterliege, so hilft er mir“ (Psalm 116, 6).

Auch der Priesterroman, der seit Bernanos und Graham Greene fast zur eignen Literaturgattung geworden, hat eine Wandlung erfahren. Die Mauriacschen „Höllen“ treten zurück vor dem Triumph der Einfalt des Herzens im Priester. Bruce Marshall, der fromme englische Katholik, wagt es, die verkrampfte Pathetik der Priesterromane zu entspannen durch Humor. In solche unfreiwillig-komischen Kontraste bringt er seine Priesterhelden in ihrer frommen, einfältigen Unbeirrbarkeit, daß wir, indem wir heiter ergötzt sind, nicht nur die Tingeltangelwelt der Gegenwart satirisch sehen, sondern sogar die Kirche in ihrer kompromißhaften Unbestimmbarkeit. Und doch gelingt es ihm, eben diese kritisierte Kirche aus der Einfaltiefe dieser gläubigen Priesterseelen wie neugeboren heraussteigen zu lassen, in einer neuen Einheit von Demut und Stolz. Im „Wunder des Malachias“ geschieht es mit burlesker, doch lächelnder Swiftscher Satire; im Abbé Gaston („To everyman a penny – Keiner kommt zu kurz“) wird der gläubige Simplizius durch zwei Weltkriege und die französische Widerstandsbewegung 1945 hindurchgeführt; da wird plötzlich hart neben dem Humor die Schärfe tragischen Schrecks uns zugemutet: wo die vom Abbé geschützten, deutschen Flüchtlinge ohne Gericht erschossen werden; er selbst ihr Beichtiger, selber vom gleichen, gerichtlosen Gericht bedroht, nur durch wunderhaften Zufall gerettet. Beides umschließt hier der Stil der Einfalt: reinen Humor, reine Tragik, die nirgends ins Ambivalent-Tragikomische verwischt sind.

Die Wendung, die sich hier ankündigt, vollzieht sich still und ohne Manifeste. „Die Dämonen lärmten, die Engel verrichten still ihr Werk“, sagt Peter Bamm in seiner meisterlichen „Unsichtbaren Flagge“; meisterlich grade durch die geistige Schwungkraft der Bilder, die die Flagge der Humanität im Krieg gegenwärtig halten. Für die Gesamt-Physiognomie unserer Zeit mag immer noch gelten, was einst Adalbert Stifter in der „Narrenburg“ vorausgesagt: „Das Einfältige ist am leichtesten zerstört, und bleibt am festesten zerstört.“ V. E. v. Gebtsattel („Christentum und Humanismus“) hat 1947 dazu Worte gefunden, die nicht zu übertreffen sind: „Das ganz Einfache und Einfältige – für den Menschen verworreneren Zeiten ist es das eigentlich Unbegreifliche. Diese Welt wird einfach nicht gesehen, sie bedeutet für die sogenannten interessanten Köpfe Leere, Nichtigkeit, Langeweile und sonst nichts.“ Vielleicht kann die Einsicht, die wir aus Hemingways letztem Werk gewinnen, klärend wirken. Einfalt erscheint da im Weltzusammenhang als der große Gegenmarkt zur Angst. Indem Einfalt lehrt, Demut und Stolz in einem zu sein, gibt sie der „Monas“ des Ich Anschluß an Weltkräfte, die sich der Angst und ihrem lähmenden Bann verschließen. Kunst und Existenz treten wieder in die Zuordnung, aus der sie durch Jahrhunderte als Weltliteratur verwirklicht worden sind.

Aber es gibt noch eine wirksamere Stimme, die die Wandlung des Zeitgeistes überraschend bestätigt: als Gegenhalt im unübersehbar gewordenen Chaos. William Faulkner, die mächtige Dichterstimme des Südens in den Vereinigten Staaten, entwirft im apokalyptischen Zwielt eine wahre Dschungelwelt zerstörerischer Mischungen aus schwarzem und weißem Blut.

Nur eine reine Kontrastgestalt hebt sich ab: der junge Isaac Mc-Caslin, Erbe des Carotherbluts und -Besitzes („Go down, Moses“ 1942). Für diesen Helden, der „genug Einfalt besitzt“, Greuel und Schande zu sehen als das, was sie sind, und darnach zu handeln, findet Faulkner dieselben Formeln wie Hemingway: „Demut und Stolz“. Nicht ein alter Mann ist es hier, sondern ein Junge von zwölf Jahren, durch einen alten Indianer in die Geheimnisse der Jagd, der Wildnis, der Tierwelt eingeweiht, eben dadurch „geweiht“, „gezeichnet“ zum „Jäger und Mann“. „Einig mit der Wildnis, die ihn für gut befunden“ (durch den Alten), „eingegangen in die alles ausgleichende Harmonie der Wildnis“; bis zur „Ohnmacht“ ergriffen von der Großartigkeit der „zeitlosen Wälder“; dabei ohne Furcht: wie er die Nähe des gewaltigen Bären sucht, ohne Flinte, Kompaß und Uhr, „rein“, in „Demut und Frieden“, so wird ihm der Schuß, der den ersten Hirsch erlegt, zur Pflicht, dem Adel des Tieres nie Schande zu machen; im „Mitgefühl“ mit allem, was lebt, auch wenn er es töten muß, spürend die zeitlose Gegenwart der Sippen-Ahnen, im Totem-Tier, seinem Adel, seiner urbildlichen Gewalt. Weil Isaac durch solche Schauer hindurchgegangen, spricht er mit einundzwanzig den Verzicht auf sein Erbe aus, das einst durch Unrecht erworben, Indianern abgelistet, durch Negersklavenschweiß gewachsen. – Wohl Kontrastgestalt nur im Gesamtweltbild, die Fluch, Verhängnis, Schuld der Weißen nicht aufhebt. Aber ein Ruf, eine Hoffnung: „Nur das Herz kennt die Wahrheit, das unfehlbare, nie irrende Herz.“ So kann doch auf Isaac der Titel bezogen sein: wie Moses die Juden aus Ägypten geführt, so führt allein das zugleich furchtlose und demütige Herz heraus aus dem Chaos der Zeit.

Das Ganze ist ein Gegenruf etwa zu Jean Gebsters „Aperspektivischem Weltbild“, das sich um den Satz baut: „Der Verlust der Mitte ist kein Verlust, sondern Gewinnen des Ganzen.“ Grade Faulkner, der mit permanenten Spiegelungen die Zeit bis zur Verwirrung aufhebt, sieht das Heil nicht in der „Integration“ des Chaos, sondern im Gegenhalt des von Gott getroffenen reinen Herzens. Kontrastgestalten der Einfalt, die im totalen Bewußtsein der Monotonie des Chaos entgegenwirken; entscheidendes Stilelement zugleich im kommenden Schrifttum, dem „ambivalenten Zwielficht“ (Gebster) entgegen.

JEAN LAMY

Erzählende Prosa der kommunistischen Welt außerhalb Ostdeutschlands

„Während die reaktionären bürgerlichen Literaten untereinander in der Herstellung kitschiger dekadenter Machwerke wetteifern, deren armseligem Inhalt die plumpe Form entspricht, schützen unsere Freunde die Überlieferungen der Völker vor Schändung, treten sie für gesunde fruchtbare realistische Ideen der Kunst ein.“ In diesem Satz ist durch einen Sowjetschriftsteller jene Ansicht formuliert, die, wie bei jedem Geschehen und bei jeder Gemeinschaft, den Kampf zwischen Ahriman und Ormuzd, zwischen dem teuflisch Bösen und dem absolut Guten erspürt. Selbstverständlich findet sich das Gute und das Gerechte bei den Vertretern der wahren Lehre; wofern und solange sie keine Fußbreite vom Weg der Tugend und der Gesinnungstreue abweichen. Dadurch zeigt sich, wie von selbst, die Hauptaufgabe der kommunistischen Weltliteratur. Positive Helden müssen, nach den Regeln des „sozialistischen Realismus“, den Leser dafür begeistern, ihn dazu antreiben, seine Pflicht als Arbeiter, Mittelbauer und Kleinbauer oder als geistig Schaffender gegenüber dem Staat

der Werktätigen zu erfüllen. Wenn die Poeten dabei auch, nach dem ewig-gültigen römischen Rezept, „delectare“, ergötzen sollen: dies ist nur Methode, um die zweite, entscheidende Aufgabe zu erleichtern, das „prodesse“, das Nützen, die Förderung der Produktion und den Gehorsam gegen Staat und Partei. Der Honig hat die Arbeitsbienen anzulocken in einem Riesenstock, der seine Drohnen liquidiert hat und über den eine Weisel, über den ein kleines Kollektiv von Weisen gebietet.

„Der Hauptheld, ein aktiver Kämpfer und ein Schöpfer neuer Lebensformen“, ein Capaev in den „Neunzehn“ Fadeevs, ein Kosevoj in desselben Verfassers „Junger Garde“, ein Tutarinov in Babaevskijs Ritter vom „Goldenen Sporn“, die Arbeiter in Gladkovs „Zement“ und in Ostrovskijs „Wie der Stahl gehärtet wird“, verdankt sein Dasein nicht dem Bemühen um psychologisches Erschließen eines Menschen von schwachem Fleisch und warmem Blut, sondern der „Typisierung“. Und diese, das Hochziel des sowjetischen Dichterschaffens – wir zitieren, wie bisher, den Zeugen Anatol Tarassenkov – „ist unmöglich ohne eine parteiische aktive Einstellung des Künstlers zur Wirklichkeit“. Doch wir besitzen ein noch bindenderes Mahnwort an die von Stalin als „Ingenieure der Seele“ gerühmten Schriftsteller, die, gemäß Josip Vissarionovic, Menschen „voller Wissensdurst, Selbständigkeit, unentwegtem Vorwärtstreben, Fertigkeit, Fleiß und moralischer Stärke“ zu zeichnen haben. Die nun zu meldende Parole stammt von Malenkov, und sie lautet: „Bewußte Übertreibung und Zuspitzung einer Gestalt steht dem Typischen nicht entgegen, sie offenbart und sie unterstreicht es nur besser. Und das Typische ist die Hauptsphäre für die Äußerung der Parteilichkeit in der realistischen Kunst.“ Da mithin die Wirklichkeit allein durch amtlich geprüfte rote Brillen richtig gesehen wird, begreifen wir, daß, wiederum nach Stalin, die vorbildlichen Heroen der Dichtung nur dem Proletariat zu entnehmen sind.

Wie weit sind wir bei dieser Zuspitzung ursprünglich heilsamer Gedanken abgekommen von Belinskijs, des „Großen Ahnen“ und sehr großen Kritikers Satz: „Der Kunst das Recht rauben, den Interessen der Gesellschaft zu dienen, heißt nicht, sie erhöhen, sondern sie erniedrigen; denn es bedeutet, daß man ihr die lebendigste Kraft, den Gedanken, stiehlt und sie zum Gegenstand sybaritischen Genusses, zum Spielzeug für faule Müßiggänger macht.“

Den von uns genannten Normen der Sowjetliteratur entspricht es, daß sie in ihrer erzählenden Prosa um wenige Hauptthemen kreist: vorab den sozialistischen Aufbau, in zweiter Linie die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ von 1941–1945, dann um geschichtliche Stoffe aus früherer Zeit, selbstverständlich gesehen nur aus streng Leninscher, Stalinscher Perspektive. Völlig fehlen religiöse Problematik, tiefer schürfende Analyse erotischer Verwicklungen und, begreiflicherweise, der Roman aus einer Society, aus der vornehmen Welt. Nicht als ob es in der UdSSR keine Auserwählten gäbe, deren Lebensstil sich von dem der Massen, des Durchschnitts scharf unterscheidet. Allein es gehört zu den strengst beachteten Regeln der Sowjetliteratur, daß von den „happy few“ zu schweigen ist. So schwankt der Schauplatz der erzählenden Aufbau- und Erbauungsgeschichten zwischen Fabrik und Laboratorium, Arbeiterwohnung und Bergwerk, Kolchose und Jägerheim, Schiffswerft und Kaserne; doch er begreift niemals die „Daca“ der Würdenträger ein... Auswahlweise seien als fesselnde Darstellungen des sowjetischen Alltags genannt: Trifonovs vielerörterter Hochschulroman „Studenten“, Boris Polevojs „Zeitgenossen“, Konstanty Paustovskijs „Geburt des Meeres“ – über einen gigantischen Kanalbau und dessen das Land weithin befruchtende Wirkung –, Vsevolod Kocetovs „Familie Zurbín“ – Aufstieg einer sehr liebenswürdig geschilderten Sippe von Werftarbeitern –, vornehmlich aber die in der besten Tradition des großen russischen Romans bleibenden Werke zweier Sprossen „klassenfremder“ Ahnen, nämlich der ungemein anregende Einblick in die heutige Schaffenssphäre

der russischen Intelligenz, den Elena Uspenskaja, Enkelin eines berühmten Kritikers, in „Unser Sommer“ vermittelt, und der zwar gezwungenermaßen schematische, im Thema an ein Erfolg-Tendenzstück Sofronovs erinnernde, Roman der Vera Ketlinskaja „Alltag unseres Lebens“. S. P. Babaevskij hat seine, gewissermaßen zum Nationalepos gewordene, Reihe der „Ritter vom Goldenen Stern“ und „Licht über der Erde“ in Riesenaufgabe neu herausgebracht, und man genießt, unter einer Hülle konventioneller Schwarzweißmalerei, die dichterische Leistung eines wahrhaft begnadeten Erzählers. Besonderen Reiz üben einige Prosawerke, die Angehörige der nichtrussischen Nationalitäten des Sowjetreichs zu Verfassern haben, beziehungsweise, die in der bunteren Umwelt seines asiatischen Raums spielen. Wir denken zunächst an K. R. Sedychs „Daurija“, an das gewaltige und eindrucksame Gemälde, des V. N. Azaev in „Fern von Moskau“ dargeboten hat, opferwilliger Gesamtleistung zum Zeugnis und zur Ehre. Doch die Krone gebührt den farbigen Erinnerungen, die der Tadschike Sadriddin Aini aus dem „Buchara“ seiner trüben Kindheit nun im Greisenalter niedergeschrieben hat. Bilder aus einer entzauberten „Tausend und Eine Nacht“, von der, nach Abzug des Tausender nur die beklemmende geistige und physische Nacht übrigbleibt.

Ainis Buch können wir bereits unter die historischen Gestaltungen einreihen, aus denen ferner hervorstechen: Lev Nikolins „Rußlands treue Söhne“ – die Soldaten, die 1814 gegen Napoleon, jenseits der heimischen Lande, kämpften –, S. P. Zlobins „Stepan Razin“, eine zwar doktrinär abgestempelte, doch sehr packende Verherrlichung des Bauern-Revolutionärs, I. A. Novikovs „Puskin in der Verbannung“ und immerhin des lettischen Ministerpräsidenten Vilis Lacis „Zu neuen Ufern“. Dieses, von Haß wider die geschlagenen Bourgeois tiefende, jeder psychologischen Wahrheit bare Pamphlet, mit seiner haarsträubenden Parteimoral, hat etwas von jener Scheußlichkeit an sich, die mitunter das Augenmerk fast stärker anlockt als banale Schönheit. Es kann, ob der kindischen Technik und der primitiven, dickst aufgetragenen Tendenz mit der „Jugoslawischen Tragödie“ O. M. Mal'cevs in Wettbewerb treten, die vermutlich schon, bei veränderter weltpolitischer Lage, unaktuell geworden ist.

Matvej Tevelvs „Verchovina“, so plump, so einfältig wie die eben erwähnten Machwerke Lacis' und Mal'cevs wird durch Naturschilderungen aus den karpatorussischen Bergen und durch ein paar gelungene Szenen vor dem schlimmen Durchschnitt gerettet. In Großmanns „Für die gerechte Sache“ hat Pliviers „Stalingrad“ zwar kein ebenbürtiges Gegenstück vom andern Ufer erhalten, doch immerhin ein nicht beiseite zu schiebendes Gegenüber. Konstanty Simonov holt die sogar in der UdSSR meist vergessene Episode der sowjetisch-japanischen Kämpfe in der Mongolei von 1939 aus der Vergessenheit hervor, und er bezeugt an diesen seinen „Waffengefährten“ sein, vielleicht nur noch mit Ehrenburg vergleichbares, Talent, Zerrbilder, wenn nicht glaubhaft, so betrachtenswert, Ikone, wenn nicht überzeugend, so doch anziehend zu malen. Unbestreitbaren Vorrang innerhalb der jüngsten Sowjet-erzählung verlangt aber Michail Bubenovs „Weiße Birke“, mit Recht schnell volkstümlich geworden, in ihren beiden Bänden das ergreifendste, grandioseste Hohelied auf den Widerstand, den das russische Volk bei der Verteidigung seiner Heimat Erde den fremden Eindringlingen entgegensetzte. Mit Fadeevs „Junge Garde“ und Solochovs „Sie fochten für das Vaterland“ erweist Bubenovs Dichtung, wie sich eine glänzende Begabung am erhabenen Stoff entzündet und, von ideologischen Fesseln kaum behindert, zu entfalten vermag.

Das ist es ja, was immer wieder, der kommunistischen Doktrin zum Trotz, durch die von ihr getränkte Weltliteratur bestätigt wird: die Handschellen, der Maulkorb, die Gleichschaltung erdrücken, sie zerstören Talente und Talentchen, sie erzeugen bei kleinen Begabungen und bei der großen Masse geförderter, orthodoxer Unbegabungen eine Produktion, die mit Wortkunst und mit Seelenkunde, mit wahrer Dichtung nichts gemeinsam hat als

das bedruckte Papier – sehr mit Fug messen die östlichen Berichte vom Klassenkriegsschauplatz der Literatur die errungenen Siege an der Zahl der veröffentlichten Bände, der verwendeten Papierballen und der mit Buchstaben angefüllten Seiten –. Doch der geborene Dichter, um so mehr das Genie, dringt durch alle Sperren, die ihm auferlegt sind. Nicht weil, sondern obgleich sie einer Ideologie verhaftet sind, bewahren in unseren Tagen Solochov und Fedin, Fadeev und Ehrenburg, Kateav und Polevoj, Tichonov und Simonov, Babaevskij und Kozenikov, Sedych und Surkov wie schon zuvor Gladkov und Ostrovskij, Sergeev-Tsenski und Panteleimon Romanov, wie neuestens Bubenov und Azaev den Ruhm der russischen Prosa-Literatur.

Ähnliches gilt für die kommunistisch gefärbten Schrifttümer der Satelliten wie für den ihnen gedanklich verwandten Sektor der westlichen Literaturen. In der Tschechoslowakei stehen die beiden Frauen Marie Pujmanova und Marie Majerova voran. Ungarn hat an Gyula Illyes, Tamas Acel, Tibor Dery und Sandor Nagy Erzähler, die auch vor dem Urteil nach nichtparteilichen Kriterien Wertender Zustimmung finden werden. In Rumänien ist der greise Mihai Sadoveanu durch seine Umstellung, wir wollen nicht sagen durch seine Anpassung, an die „neue Wirklichkeit“ kaum in seiner künstlerischen Qualität als Meister des realistischen Romans geschädigt worden; sein jüngerer Landsmann Petru Dumitriu hat gute Aufbau-Gemälde im Sowjetstil gezeichnet. Bei den Polen bricht das gewaltige Talent des zeitweilig in der Diplomatie, als Botschafter in Paris, gastenden Jerzy Putrament, in zwei grimmig aggressiven Tendenz-Pamphleten aus Leben und Erleben sieghaft durch, zuletzt im „September“ (1939, Polens Zusammenbruch). Kazimierz Brandys, Tadeusz Breza, Adolf Rudnicki haben in der letzten Zeit wertbeständige erzählende Prosa beige-steuert.

Wir wissen wenig von der Literatur im China Mao Tse-Tungs. Es scheint aber, daß dort die Lage ähnlich ist wie in der UdSSR. Dürfen wir Übersetzungen trauen, dann sind Tin-Lin („Sonne über dem Sangan-Fluß“), Tschu Li-Po („Sturm“) und der bäuerliche Autodidakt Kao Ju-Pao mit seiner leidenschaftlich bewegten Selbstbiographie gültige Zeugen des ungeheuren, ungeheuerlichen Umbruchs im Fernen Osten. Und nun zu den „fortschrittlichen“ Autoren, die im kapitalistischen Feindesgebiet für die künftige Glückseligkeit dichterisch werben. Den Inder Anand Mulk Radsh kennt man aus englisch vorliegenden Büchern, bei denen des Autors Ansichten nicht den ungewöhnlichen Scharfblick für feinste psychische Regungen trüben, so zuletzt im „Privatleben eines indischen Fürsten“. Der Türke Nazim Hikmet bedurfte der Propaganda nicht, die seine Haft im anatolischen Gefängnis für dessen literarischen Ruf ausnützt; denn er ist ein großer Dichter und ein machtvoller Schilderer der Menschen und der Dinge. Hoch im Norden steigt als neuer Stern der Isländer Halldor Laxness empor am roten Horizont des Roman-Firmaments, während der greise Martin Andersen-Nexö, aus Dänemark ins gastliche Ostdeutschland übersiedelt und dort gestorben vom längst erworbenen Ansehen zehrte. In, oder aus Lateinamerika – denn sie müssen meist die Heimat meiden – schreiben, Moskau zu Dank und vom Kreml munifiziert bedankt, so eindrucksame Erzähler wie der Venezuelaner Romulo Gallegos, der Chilene Pablo Neruda (Naftali Ricardo Reyes), der Argentinier Raoul Gonzales Tunon, der kubanische Mulatte Nicolas Guillen und der Brasilier Jorge Amado.

Bei den Angelsachsen ist die kommunistische Strömung fast versiegt, nachdem sie zeitweise weite Strecken der jungen Literatur überspült hatte und in Oxford oder Cambridge, wie im New Yorker Greenwich Village bis in die behütetsten Häuser eingedrungen war. Ein einziger Name von hellerem Klang gehört in den USA der äußersten Linken, Howard Fast. Den Briten Jack Lindsay und James Aldridge aber, denen man im Osten Lorbeerkränze windet, mangelt Nachhall im eigenen Sprachraum. Auch in Italien sammeln sich

moskautreue Autoren erst im dritten Rang, wo am ehesten Renata Viganò hervorsticht. Doch in Frankreich (und in Deutschland)! Das sind die Länder, wo die dem Kreml treuen Schriftsteller relativ den günstigsten Platz im Rahmen nicht gleichgeschalteter nichtsojetischer oder nichtsatellitischer Literaturen einnehmen. Dennoch ist auch da ihre Rolle bescheiden. Der kürzlich verstorbene Paul Eluard und Louis Aragon sind zweifellos große Dichter, Roger Vailland, Elsa Triolet, Herve Bazin, Claude Morgan, Claude Roy, André Stil, André Wurmser, Pierre Daix: wer wollte ihnen das Talent absprechen? Und doch, was verkörpern sie im französischen Gesamt-Schrifttum?

Aus englischen Zeitschriften

nn. In England hat sich etwas recht Bemerkenswertes zugetragen. Laut „Hansard“ – dem in der Mitte des 18. Jahrhunderts begründeten, seit 1803 unter seinem jetzigen Namen wöchentlich erscheinenden Publikationsorgan der „Parliamentary Debates“ – hat am 21. Okt. 1954 eine von den verschiedensten Seiten vorgetragene Anfrage stattgefunden, die den Inhalt der amerikanischen „children's comics“ betraf, die seit längerem auch in England zu haben sind. Es handelt sich dabei um besonders sensationell, in schreienden Farben und abstoßenden Zeichnungen, aufgemachte „Streifen“, deren demoralisierende Wirkung auf Jugendliche nun im Unterhaus angeprangert wurde, mit der speziellen Begründung, daß sie „Unbildung“ (illiteracy) verbreiteten und zu „sadistischen Handlungen“ verleiteten. Dabei wurde vor allem auf die „horrific comics“ hingewiesen, jene Bildserien mit grausigem und erschreckendem Inhalt, deren Blutrünstigkeit und widerliche Grobschlächtigkeit man als abgebrühter Erwachsener vielleicht komisch finden könne, die aber auf Jugendliche leider anders zu wirken imstande seien (wir haben in Deutschland auch Musterbeispiele davon!). Dem „Secretary of State for the Home-Department“ – der unserem nicht vorhandenen Bundeskulturminister entsprechen würde – wurde von mehreren Abgeordneten mitgeteilt, daß sie in Briefen bestürmt würden, sie möchten sich bemühen, diese Scheußlichkeiten zum Verschwinden zu bringen. Was der „sehr ehrenwerte Gentleman“ also in dieser Hinsicht zu tun gedenke? Der Minister versicherte, er versuche seit langem etwas dagegen zu tun, und er hoffe, daß das demnächst Erfolg haben werde. Übrigens erfuhr man bei der Gelegenheit, daß in Amerika – dem Ausgangsland dieser Scheußlichkeiten – in Kürze keine „comic strips“ mehr erscheinen würden.

Interessant ist nun aber, daß bereits nach ganz kurzer Zeit, nämlich am 2. November 1954, und unter Vermeidung des regulären Weges über den Staatsanwalt, die (konservative) „Daily Mail“ auf ihrer Frontseite einen Artikel bringen konnte, der den freudigen Titel „No more for Britain!“ trug und das Ende der „comic strips“ anzeigte. Der Hauptverleger dieser Zeitschriften, ein Mr. Arnold Louis Miller, hatte sich entschlossen, auf ihr Erscheinen künftig zu verzichten; er begleitete seinen Entschluß mit dem Kommentar, er sei „nicht traurig, daß es vorüber“ sei. Auch gab er nachträglich noch einige Geheimnisse zum besten: unter seinen 30000 bis 50000 Abonnenten seien keineswegs nur Jugendliche gewesen (manchmal sei es geschehen, daß Väter den Shilling zurückverlangten, den ihre Sprößlinge bereits eingesandt hatten), vielmehr: die ganze Besatzung eines U-Bootes, verschiedene Offiziere, Persönlichkeiten in öffentlichen Stellungen und, vor allem –: jungverheiratete Frauen, die zu wenig zu tun hätten! Und was seinen Entschluß anbelange, so sei der in dem Augenblick endgültig geworden, als sogar die Drucker und die Einzelhändler sich geweigert hätten, noch weiterhin an der Verbreitung dieser Zeitschriften beteiligt zu sein. Und als

man dem Vorsitzenden des Zeitungshändlerverbandes diese Nachricht überbrachte, quittierte er sie mit dem Ausruf: „Das ist großartig! Ein Triumph.“

Ein Triumph, so möchte es uns scheinen, des guten, aber auch des gesunden Menschenverstandes. Und der setzt sich in diesem darin so glücklich ausgestatteten Lande auch noch darin fort, daß neuerdings einige der meistgelesenen Boulevardblätter mit eigenen „Kinderzeitungen“ aufwarten, in denen den Kindern Gutes auf zeitgemäße Art geboten wird. Der „Daily Mirror“, der „Daily Express“ und der „Daily Scetch“ bringen einmal in der Woche Jugendblätter in Form von Bildzeitungen mit acht bis zwölf Seiten heraus; sie sehen äußerlich jedem anderen Londoner Boulevardblatt zum Verwechseln ähnlich, und der Leitartikel-schreiber des „Times Educational Supplement“, der allwöchentlichen Erzieher-Beilage der „Times“, hat dazu folgendes geschrieben: „Radio und Fernsehen und vielleicht auch andere Spannungen des modernen Lebens haben vielen Kindern eine neue Fröhreife, eine neue Streuung ihrer Interessen gegeben. Sie sind noch nicht reif für die intelligenten Artikel der populären Boulevardblätter, aber sie sind reif für ihre Technik“ (s. hierzu: „Neue Kinderzeitungen in England“ von Willy Haas in „Englische Rundschau“ Nr. 43, 29. Okt. 1954).

Der Besorgnis, daß die Kinder und Jugendlichen schließlich keine Neigung zum Bücherlesen mehr entwickelten, wird dadurch begegnet, daß man in einigen dieser Kinderblätter literarisch wertvolle Abenteuerromane abdruckt, so z. B. mit Erlaubnis des Verfassers C. S. Forester die Geschichten um den Kapitän Horatio Hornblower. Im übrigen aber versucht man die Kinder durch interessante Aufgaben, Probleme des Alltags, Briefe und pointenreiche Geschichten bei ihren unmittelbaren Interessen zu packen. Kinder erzählen darin – in bebilderten Fortsetzungen – ihre eigenen häuslichen Geschichten, so z. B., wenn eine 15 jährige nach dem Tode der Mutter für die ganze Familie sorgen muß. Aber da sich auch diese Zeitschriften über die Grenzen Londons ins Commonwealth hinausbegeben, haben auch die Abenteuer junger Australier darin ihren Platz, und so spiegelt sich auch in dieser Ausweitung die große englische Politik.

BEDA PRILIPP

Die Inderin heute

Sie sind im Kommen und Gehen unseres gesellschaftlichen Lebens häufiger geworden, die indischen Frauen, und ihr Land scheint uns näher gerückt. Unverändert aber umgibt sie der Zauber der fernen, der morgenländischen Welt mit ihrer gelassen in sich ruhenden Lebensform. Die Schönheit und Geschlossenheit solcher Erscheinung wird beredt, ehe noch ein Wort gewechselt wurde; Haltung und Schritt sind bedingt durch das klassische Gewand ihrer Ahninnen – jene 5–6 Meter lange Stoffbahn aus weicher Baumwolle oder Seide, mit der die seit Kinderzeiten gewöhnten Hände in wenigen Minuten den Körper einhüllen. Anders ist ihr Gruß als der unsere: sie legen die Flächen der Hände gegeneinander und heben sie zur Brust, wobei der Kopf leicht geneigt wird. Einem Manne die Hand zu reichen, verstieße gegen die Sitte, wenn auch natürlich die Jahr um Jahr im Westen lebende Inderin neben anderen Freiheiten auch die Grußformen übernimmt. „Aber“, so äußert eine Ingenieurin, Dr. Chandra Kanda Narain, die zur Vollendung ihrer Studien vom Allindischen Radio-Institut nach Amerika geschickt wurde, „ich würde niemals einen Inder durch Händeschütteln grüßen; denn er weiß, daß sich das nicht ziemt.“

Die mit sachten Schritten sich vollziehende Einflußnahme des Westens auf die indische

Welt gehört zu den interessantesten Phasen der modernen Geschichte, besonders da, wo sie die strenge Umschlossenheit des Frauenlebens erfaßt hat. Das immer weitere Kreise ziehende Bekenntnis zu größerer Freiheit würde niemals möglich gewesen sein ohne Gandhis welt-offene Führung, und der Widerspruch zwischen der zäh beharrenden Auflehnung eines großen Volkes gegen jegliche Kolonialherrschaft und einer freimütigen Anerkennung westlicher Überlegenheit auf sozialem und technischem Gebiet ist nur scheinbar. Gerade weil Gandhi sich in Ziele und Einrichtungen der Briten eingefühlt hatte, fand er die Mittel der Abwehr, dabei immer geleitet von dem Bemühen, Fortschritte in den menschlichen Beziehungen gerecht einzuschätzen und sie mit dem Charakter seines Volkes entsprechenden Anpassungen auszuwerten. Geht man den Weg der bedeutenden, über ihre indische Heimat hinaus bekannt gewordenen Frauenführerinnen zurück, so steht am Anfang immer die Berührung mit Gandhi, sei es die enge Mitarbeit, wie sie von Frauen wie der Schwester Nehrus, der jetzigen UN-Präsidentin Vijaya Lakschmi Pandit, Jahre hindurch mit voller Hingabe geübt wurde, oder sei es die Einsicht einer Mutter aus dem Gandhi-Kreise, für ihre Töchter die Gefangenschaft im Zenana zu durchbrechen und für sie eine auf umfassende Studien hinführende Erziehung zu erkämpfen. Gleich zu Anfang erkannte der weise und tiefblickende Rufer zum gewaltlosen Widerstand gegen die Kolonialherrschaft, daß Indiens Weg in die Freiheit im Frauengemach des indischen Hauses beginnen müsse und daß der Sieg seiner Bewegung sicher war, sobald es gelang, die Frauen zu wecken zu den ersten und dem flüchtigen Beobachter harmlos dünkenden Schritten. Da war zunächst die Aktion des Khaddar, des handgewebten Tuches aus selbstgesponnener Baumwolle und ferner die Salzbereitung am eigenen Herd, die gegen das Steuersystem der Regierung gerichtet war. Gandhis Ruf wußte diesen einfachen, auf die Frühkultur Indiens zurückgreifenden Verrichtungen die Weihe vaterländischer Tat zu geben, und die Frauen aller Stände und Bekenntnisse, ob Hindu oder Mohammedanerin, griffen die Losung auf. Nicht nur widerstanden sie fortan der Verlockung, die kostbaren ausländischen Stoffe zu kaufen, sie taten auch von sich, was sie davon besaßen, und ließen es auf öffentlichen Plätzen in Flammen aufgehen. Kostbarer Schmuck, darunter manches einzigartige Stück aus dem Familienerbe, wurde außerdem für die Fonds des Freiheitskampfes hingegeben.

Man weiß, wie England sich zur Wehr setzte. Als aber Gandhi und mit ihm die Führer der über das ganze Land verstreuten Widerstandszentren ins Gefängnis gebracht worden waren, traten die Frauen an ihre Stelle. Zu Viererreihen geordnet, einheitlich in ihre orange-farbenen Saris gekleidet, schlossen sie sich in allen größeren und kleineren Städten zu Protestzügen gegen Gandhis Verhaftung zusammen – niemand hatte sie gerufen, sie waren plötzlich da. Sie verhinderten den Verkauf von Textilien und Alkohol und blieben standhaft auch dann, wenn man ihre Führerinnen beseitigt zu haben glaubte. Es heißt, daß diese große und unwiderstehliche Aktion die gefangenen Politiker höchlich überrascht habe; fraglos hat sie sehr wesentlich dazu beigetragen, daß Indien ein freies Land wurde.

Bei diesem Anfang, um den man wissen muß, wenn man die heutige Lage der Inderin verstehen will, war ein großer Teil der zu erkämpfenden Rechte – so die demokratische Regierungsform, die Beseitigung des Purdah (Zwang, den Schleier zu tragen) oder auch der Anspruch auf eine vollwertige Erziehung – abendländisches Gedankengut, aber das bestimmende Vorzeichen war und ist Fortentwicklung und neuer Aufschwung indischen Eigenlebens. Im Blick über das Ganze zeigen sich die Unterschiede der beiden Weltbilder in voller Klarheit.

Keine dieser tapferen Frauen hat nämlich bei ihrer Entscheidung an einen Kampf für die Freiheit ihres Geschlechts gedacht, ein solches Ziel ging unter in der Parole „Indien“. Auch die fernere Entwicklung hat nichts daran geändert. Diese Frauen bildeten durch das ganze

Land eine Front des zähen und schweigend beharrenden Widerstandes; die einzelne war ein Glied in einer kaum zerreißbaren Kette, und wo sich eine Stimme erhob, schien sich in ihr ein Chor zu sammeln. So erfuhren es damals die Teilnehmer am Internationalen Frauenkongreß zu Berlin, als Sarojini Naidu sprach: „In keinem Geschichtsabschnitt der Welt, in keinem nationalen Ringen eines Volkes hat sich eine so breite Wegspur eröffnet, auf der Millionen Frauen Seite an Seite mit dem Mann marschieren und die heiligen Rechte der Freiheit erringen können. Mögen die Frauen aller Länder, vor allem unsere indischen Schwestern, immer eingedenk sein, daß sie zum Dienst an der Menschheit frei geworden sind . . . Möge unser Indien aufsteigen am Horizont der Welt, gekleidet nicht in starre Rüstung, sondern in die weichen Falten des Gewands seiner Frauen und die Liebe seiner Menschen, sein einziges Schild . . .“ Auch in diese Botschaft klingt die immer wiederholte Verpflichtung der Frau auf den Kampf um den Frieden hinein. Dahinter verschwindet das persönliche Schicksal. Man vergißt zu fragen, welchen Weg diese Brahmanin in die Kampf-front nahm, und nur zufällig hört man wohl von einer Ehe mit einem Mann niederer Kaste, sogar mit einem „Unberührbaren“ oder auch von Studienjahren in Amerika, von Gefangenschaft, von frühem Witwenum. Alle solche Lebensstationen sind Phasen des Frauenkampfes in Indien: die Frauen aus vornehmen Familien sind durch sie hindurchgegangen, aber nur auf Umwegen erfährt man die Einzelheiten. Die Inderin ist alles andere als eine Individualistin, nicht einmal von einer so ausgeprägten Persönlichkeit wie Frau Pandit könnte man es sagen – auch sie gehört vor allem ihrem Werk.

Mehr Frauen als früher gehen heute in den Westen, um zu lernen, um ihr Blickfeld zu erweitern; aber sie bleiben nicht dort. Sie kehren immer zurück, um das erworbene Wissen ihrem Lande nutzbar zu machen. Denn die Aufgabe vor ihnen ist riesengroß. Als Beispiel eine Gegenüberstellung: der Bevölkerungszuwachs war im vergangenen Jahrzehnt (1941–1951) in Indien und in den Vereinigten Staaten annähernd gleich; während aber in USA bei einem Ansteigen der Geburten von 1,36% das Durchschnitts-Jahreseinkommen 1000 Dollar beträgt, zählt Indien bei 1,26% Geburtenüberschuß nur 55 Dollar Jahresverdienst. Weiter ermittelte das Internationale Arbeitsamt, daß in Bombay 74% und in Cawnpore 66% in Einraumwohnungen hausten, wobei für Bombay 15 Menschen in einem Zimmer keine Seltenheit waren.

So waren es zuerst die Berufe der Ärztin, der Hebamme, die die zum Dienst an ihrem Lande bereiten Frauen anzogen, zumal die Tätigkeit der Geburtshelferin als eine der ersten den vereinsamten und gesellschaftlich mißachteten Witwen offenstand. Sehr langsam nur konnte der Bedarf an Lehrkräften befriedigt werden, denn man versuchte nun auch die Landbevölkerung durch Schulen zu erreichen, nicht nur, um durch Elementarunterricht der Kinder das Analphabetentum allmählich zu beseitigen, sondern auch, um die Heranwachsenden für leichtere und gesündere Lebensführung zu schulen. Für die Mädchen heißt das Einbeziehung der auf heimische Bedürfnisse zugeschnittenen Haushaltskunde und Hygiene, dazu Gewerbeschulen, Abendkurse und unentgeltliche Fortbildung in den örtlichen Heimindustrien. Nicht weniger als 700 000 Dörfer in Indien brauchen für ihre landwirtschaftliche und handwerkliche Entwicklung eine zu Intelligenz und Initiative geschulte Bevölkerung, um die Hungerkatastrophen, denen frühere Generationen erlagen, zu überwinden. Denn die Sterblichkeitsziffer liegt in diesem dichtbevölkerten Lande noch immer erschreckend hoch, wenn auch die letzten zugänglichen Feststellungen – Durchschnittsalter bei Männern 26,91 Jahre, bei Frauen 26,56 Jahre – sich inzwischen etwas zum Besseren verändert haben sollten. Wie mächtig aber das Ferment der Frauenschulung bereits gewirkt hat, möge ein Beispiel zeigen: vor 40 Jahren wurde die Indra-Prastha-Schule nebst College für Frauen mit nur 3 Schülerinnen gegründet – jetzt wird das Institut von 800 besucht.

Die Inderin, deren Befreiung mit dem Selbständigwerden ihres Landes so eng verknüpft gewesen ist, fand auf ihrem Weg in die Berufe fast überall offene Türen; eine sorgfältige akademische Vorbildung erschloß ihr die Universitäten in England, den Vereinigten Staaten und Japan, wobei sie vornehmlich Sozialpädagogik, aber auch Jura studierte. Es zeigte sich, wie sehr das aufstrebende Land diese junge Frauenkraft brauchte, und manches Amt schien auf das neu herzuströmende, vertiefte Wissen gewartet zu haben. Gleichzeitig zog die Frau in die städtischen Körperschaften ein, wurde sehr bald in den Beiräten der Legislative geschätzt. Aber die Hindu Code Bill erst befestigt ein Gesetz, das sich im praktischen Leben bereits durchgesetzt hat, so u. a. die Monogamie und die Zulassung der Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Kasten. Es waren die Paragraphen über die Ehescheidung und das Erbrecht, die den langen und heißen Kampf im Parlament entfachten, der heute noch nicht entschieden ist.

Nach dem neuen Erbrecht hat jede Tochter Anspruch auf einen Anteil am Familienvermögen, der halb so groß wie der des Sohnes sein soll; an diesem Punkt erwies sich der Widerstand als am schwersten überwindbar, wenngleich in einigen Teilen des Reichs, z. B. in Bengalen, die Bestimmung über den Nachlaß von jeher freigegeben war. Bemerkenswert aber ist, daß diese Bill an altüberliefertes Hindugesetz anknüpft, dessen Einzelheiten durch viele Generationen hindurch von dem starren Brahmanenregime geflissentlich übergangen wurden. Das frühe Indien, die Vedenzeit sowohl wie das Heldenzeitalter, kannte keine Abgeschlossenheit der Frau; es enthält sogar in seinen Trauformeln matriachale Elemente. Unmißverständlich war die freie Willensbestimmung der erwachsenen Eheschließenden, und die heute beseitigten Kinderehen gehörten einer viel späteren Zeit an, die auch sonst Verfallzeichen trägt. Aber das Urbild der Verschmelzung der Geschlechter kommt im episch-didaktischen Vischnu Purana wundervoll zur Geltung:

„Er ist Vischnu, sie ist Cri. Sie ist Sprache, er ist Gedanke. Sie ist Klugheit, er ist Gesetz. Er ist Weisheit, sie ist Sinn. Sie ist Pflicht, er ist Recht. Er ist Schöpfer, sie ist Werk. Er ist Geduld, sie ist Friede. Er ist Wille, sie ist Wunsch. Er ist Mitleid, sie ist Gabe. Er ist Gesang, sie ist Note. Sie ist Brennstoff, er ist Feuer. Sie ist Glanz, er ist Sonne. Sie ist Gestirn, er ist Raum. Sie ist Bewegung, er ist Wind. Er ist Ozean, sie ist Küste. Er ist Besitzer, sie ist Wohlstand. Er ist Schlacht, sie ist Macht. Er ist Lampe, sie ist Licht. Er ist Baum, sie ist Rebe. Er ist Musik, sie ist Wort. Er ist Gerechtigkeit, sie ist Wahrheit. Er ist Flußbett, sie ist Strömung. Er ist Flaggenstange, sie ist Fahne. Sie ist Schönheit, er ist Kraft. Sie ist Körper, er ist Seele.“ Im Hochsinn dieser Gleichungen ist auch der ursprüngliche Sinn des suttee, des freiwilligen Opfers der Witwe, beschlossen. Jene Frühzeit wußte um die entsöhnende Macht der Frauenliebe: „Wenn die Frau eine edle Seele besitzt und der Mann sündig ist, und sie entschließt sich, ihm in den Tod zu folgen, so wird, kraftvoll, wie der Schlangenjäger die Schlange ergreift und aus der tiefsten Spalte ans Licht zieht, ihr gewaltiges Liebesopfer des Gatten Seele aus den finstern Tiefen der Sünde in die höheren Reiche des Lichts ziehen.“

Aber mit dem Verbot, die alten heiligen Schriften zu lesen, wurde den Frauen auch diese Sinnggebung ferngehalten. Übrig blieb davon durch alle Schwankungen der Frauenwertung die Ehrfurcht vor der Mutter. „Mutter“ ist die ehrende Anrede an Frau oder Mädchen in der Öffentlichkeit („Schwester“ wird daneben seltener gebraucht); die Heimat ist das „Mutterland“, und Festtage sind den Frauen und Müttern geheiligt.

Höchste Staatskunst vereint mit der Herzenswärme zur Weltoffenheit gereifter kluger Frauen ist am Werk, das neu erstandene Indien einer tiefgreifenden Sozialpolitik aufzuschließen und ihm dabei die Schätze seiner stolzen Tradition zu erhalten. Denn Schwelle an Schwelle mit der machtvoll eindringenden abendländischen Kultur lebt das Uralte fort, leben die alten Götter als Hüter der Gesetze, die Leben und Tod bestimmen.

SCHWARZES BRETT

Notizen:

Das Fragment „Alex der Schelm“ ist der erste, leider nicht zu Ende geführte erzählerische Versuch Hans Egon Holthusens, der sonst als Lyriker und Essayist hervorgetreten ist. Sein letztes Buch „Ja und nein, neue kritische Versuche“ ist wie die vorausgegangenen im Verlage R. Piper & Co., München, herausgekommen.

Von Georg von der Vring erschien dieser Tage im Claassen Verlag, Hamburg, unter dem Titel „Kleiner Faden blau“ ein neuer Gedichtband. Außerdem ist Vring in jüngster Zeit mit einem Buch „Englisch Horn“ als einer unserer kundigsten und einfühlsamsten Nachdichter angelsächsischer Lyrik hervorgetreten. Georg von der Vring wird am 30. Dezember 65 Jahre alt. Seine Kunst stellt eine in der gegenwärtigen Lyrik sehr seltene Verbindung liedhafter mit hochbewußten Stilelementen dar. Die hier zum ersten Male veröffentlichten Gedichte stammen aus jüngster Zeit.

Hans Kudszus, der in Berlin lebt, ist als Autor zahlreicher Aufsätze und als einer unserer wesentlichen philosophischen Kritiker hervorgetreten.

Mit dem Aufsatz „Die Lernenden“ von Josef Pieper setzen wir die in Heft 1 begonnenen Untersuchungen des Münsterer Pädagogen und Philosophen über „Platonische Figuren“ fort.

Von dem dänischen Dichter und Essayisten Paul la Cour erschien im Jahre 1953 in den „Büchern der Runde“ bei Georg Kurt Schauer, Frankfurt a. M., das Werk „Fragmente eines Tagebuches“. Es enthält eine lose Folge kurzer Essays und Aphorismen zu Fragen der Dichtung, der Sprache, der

Kunst, der Kultur und der Ethik. Um die Übersetzung dieses bedeutsamen, in Deutschland noch nahezu unbekannten Autors hat sich Albrecht Leonhardt verdient gemacht; er hat auch den hier zuerst veröffentlichten Aufsatz Paul la Cours ins Deutsche übertragen.

Die durch die bevorstehende Aufführung des Canaris-Films aktuell gewordenen Erinnerungen von Admiral Hans Fechter sind einem größeren unveröffentlichten Memoirenwerk des Verfassers entnommen.

Professor Dr. Friedrich Winkler ist Leiter des Kupferstichkabinetts an den Berliner Museen und war viele Jahre einer der wesentlichsten Mitarbeiter Wilhelm Bodes. Sein Sondergebiet ist altniederländische und altdeutsche Malerei. Von den kunstgeschichtlichen Arbeiten Winklers sind am bekanntesten geworden seine „Altdeutsche Tafelmalerei“ und „Die großen Zeichner“. In den letzten Jahren hat seine Arbeit einem großen Werk über Albrecht Dürer gegolten. Karl Hans Bühner ist als Verfasser zahlreicher Essays und Gedichte sowie einer Monographie von Schwäb.-Gmünd hervorgetreten.

Professor Hermann Pongs, bekannt durch viele Veröffentlichungen zur deutschen und zur Weltliteratur, hat in der jüngsten Zeit, neben einer Arbeit über Raabes „Hungerpastor“, das in der Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienene „Lexikon der Weltliteratur“ herausgegeben, ein gedrängtes Nachschlagewerk, sowohl für die großen Namen der Weltliteratur als auch für einzelne Werke, Literaturformen, Stilgruppen und dgl.

VORANZEIGE

In den „Bertelsmann-Klassikern“ erscheint am 15. Januar 1955

FRIEDRICH HÖLDERLIN

Gesammelte Werke

Eingeleitet von Bernt von Heiseler. Besorgt von Robert Honsell und Hans Jürgen Meinerts. 581 Seiten. Leinen 6,85 DM

Inhalt: Einleitung – Gedichte – Hyperion oder der Eremit in Griechenland – Empedokles – Alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge und Überschriften – Erklärung fremdsprachlicher Zitate.

„Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.“ Himmelstürmenden Rausch des Jünglings, dem Hellas unverlierbarer Traum ist, verströmt Hölderlin in wortgewaltigen, gedankentiefen Dichtungen. Hölderlin gießt Sehnsucht und Begeisterung, Liebe und Verzicht, Trauer und Treue, Vaterlandsliebe und Frommsein in eine unerhörte Sprachmelodik. Seit er die Versmusik der deutschen Ode schuf, „haben wir angefangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen; in eben dem Maße deutsch zu sein, wie die Griechen griechisch waren“. „Es ist ein Gott in uns, der lenkt wie Wasserbäche das Schicksal, und alle Dinge sind sein Element.“ Hölderlin, der in einem vielgeprüften Leben vergeblich um eine Verschmelzung von Griechensehnsucht, Christusglaube und Deutschsein gerungen hat, bleibt in allem Schmerz und in allen Enttäuschungen dennoch ein demütig Suchender, bleibt ein Träumender vor Gott, der, in der Dürre ausharrend, die Ehre seiner Schöpfung unter den Menschen gehütet und gepriesen hat.

Bernt von Heiseler legt im Geiste seiner siebenbändigen Bertelsmann-Goethe-Ausgabe für uns Deutsche als das Volk Goethes und Hölderlins diese einbändige Hölderlin-Ausgabe vor. Von den Fassungen zum „Hyperion“ wird die endgültige geboten. Beim „Empedokles“ sind die Phasen nebeneinander gestellt, in denen der Plan sich entfaltet. Die Gedichte sind den Schichtungen entsprechend, wie sie sich aus dem Leben und der dichterischen Entwicklung Hölderlins ergeben, etwa chronologisch in Gruppen eingeteilt. Die Texte folgen der Stuttgarter Ausgabe, soweit es möglich war. Aus der frühen Jugend und den Krankheitsjahren sind charakteristische Proben geboten. So ist uns geschenkt „ein unwägbarer, großer Schatz der Deutschen, bei dem wir jedes Mal, wenn wir am innern Wert und der Zukunft unseres Stammes verzweifeln möchten, Trost zu finden gewiß sind“.

Zu haben in Ihrer Buchhandlung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

VORANZEIGE

Am 15. Januar 1955 erscheint als Ergänzungsband zu Gerhart Hauptmann „Ausgewählte Werke“ in fünf Bänden

TILL EULENSPIEGEL

Des großen Kampffliegers, Landfabrers, Gauklers und Magiers Abenteuer, Streiche, Gaukeleien, Gesichte und Träume.

Leinen 16 DM, Vorzugspreis 14.40 DM für die Bezieher der fünfbandigen Hauptmann-Ausgabe

Das Epos vom Eulenspiegel ist ein grandioses „Gespinnst an Erkenntnis und Dichtung“.

Eine einzigartige, kühne Idee des alternden Gerhart Hauptmann: seine bittere Kritik der turbulenten Jahre nach 1918 einem Narrenmund anzuvertrauen. Till Eulenspiegel, ehemaliger Hauptmann und Kampfflieger, muß nun als Landstreicher und Gaukler mit dem Planwägelchen, begleitet von Dirne und Hund, die holprige Fahrt auf den Jahrmarkt des Lebens wagen: „Ich haudere, vom Schlachthof zum Gral sozusagen.“ Doch bald schon flüchtet dieser Eulenspiegel in jene Bereiche des Traumes, in denen die strengen Gesetze zwischen himmlischem und irdischem Reich aufgehoben sind. Till trägt „das Stigma schöpferischen Gesichts, obwohl er ein Narr ist“. So führt Gerhart Hauptmann seinen Eulenspiegel im barocken Spektakulum der achtzehn Abenteuer durch den Zaubergarten hellenischer Mythologie und das Gedankenlabyrinth christlicher Gnosis, durch antikes Grauen, bakchische Lust und himmlische Tröstung.

Doch immer wieder holt der Dichter in plötzlichen Kontrasten seinen Helden aus den Schründen des Erebos, aus den Gärten olympischer Götter und Halbgötter, aus mittelalterlichen Gespenstermessen und skurrilen Lügenmärchen in die armselige Wirklichkeit deutscher Nachkriegszeit zurück. Irgendwo im Sächsischen muß dann Till in Hunger und Armut sein durchaus derbes Possenspiel treiben, bis der einstige Kampfflieger, ähnlich Emanuel Quint, in den Bergen der Schweiz als Pilgrim seinen selbstgewählten Lebensausgang findet.

Für den großen epischen Stoff ist im Hexameter die würdig stilisierende Form gefunden, deren Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten der Dichter in sehr persönlicher Weise zu handhaben wußte.

„Die Bitterkeit ist im ‚Eulenspiegel‘ nicht Menschenhaß wie bei Swift, nicht lebensverneinend, vielleicht sogar lebenswollend. Sie ist irgendwie Glück und Klarheit!“

Wilhelm von Scholz

Zu haben in Ihrer Buchhandlung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G